PREUSSEN KURIER

HEIMATNACHRICHTEN FÜR OST- UND WESTPREUSSEN IN BAYERN

Ausgabe 1 / 2025 – 16. Jahrgang

Frühlingserwachen am Hafen von Frauenburg; Dom und Glockenturm aus Backstein bilden im Hintergrund ein zeitlos schönes Panorama (Foto: Rainer Claaßen)

Liebe Landsleute, liebe Leser,

es ist immer wieder schön zu erleben, wenn der Winter sich zurückzieht und das erste Grün den Frühling ankündigt, um sich schon bald in verschwenderischer Fülle auszubreiten und uns spüren zu lassen: WIR LEBEN! Vor 80 Jahren gab es nicht wenige, die sich darüber wunderten. Jener Zeit wird in diesem Jahr gedacht; auch der PREUSSEN-KURIER wird sich daran beteiligen und einige Berichte von Zeitzeugen aufgreifen. In diesem Heft finden Sie einen Kurzbericht des Königsbergers **Wolfgang Thamm** (Leipzig) über die Ankunft seiner Familie in Sachsen bei Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit, einen Augenzeugenbericht des letzten Königsberger Dompfarrers **Walter Strazim** über die Zerstörung des Doms durch britische Bomberverbände, den uns freundlicherweise seine Großnichte **Evelyn v. Borries,** Vorsitzende der Heimatkreisgemeinschaft Preußisch Eylau, zur Verfügung gestellt hat und der von **Jörn Pekrul** bebildert wurde, sowie die Besprechung eines Hörbuchs des sudetendeutschen Autors **Reinhard Rodner,** gelesen von **Franziska Lüttich.** Damit das Magazin nicht zu schwermütig wird, beginnen wir in diesem Heft eine neue Serie „Bekannte Film- und Bühnengesichter des Deutschen Ostens“, in der wir Schauspieler und andere mit Film und Theater in Zusammenhang stehende Persönlichkeiten aus der Heimat vorstellen – Sie werden staunen, wie viele es davon gibt und welche Gesichter Sie kennen! Wir beginnen mit den Danzigern und Westpreußen. Einen Bericht über die Landeskulturtagung finden Sie ebenfalls in dieser Ausgabe.

Christoph M. Stabe, Landesvorsitzender *Rainer Claaßen, stellvertretender Landesvorsitzender*

Hier spricht der Chef

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Leser, liebe Landsleute in der Nähe und in der Ferne,

der Frühling hält langsam Einzug in unseren Breiten, es sprießt und wächst nach dem Winter, auch unsere Landesgruppe hat in München kürzlich etwas Neues ausprobiert. **Zusammen mit den Sudetendeutschen und den Oberschlesiern haben wir den Tag des Selbstbestimmungsrechts würdig und angemessen begangen; gemeinsam über die eigenen landsmannschaftlichen Grenzen hinweg könnte das ein guter Weg sein, die geringer werdenden Zahlen von Mitgliedern und Interessenten, verbunden im Geiste für die alte deutsche Heimat, sinnvoll und für alle gewinnbringend zusammenzuführen.**

Verehrte Leser, eigentlich hatte ich mir wirklich vorgenommen, weniger kritisch über die politische Situation in unserem Lande zu reflektieren, doch nach der Bundestagswahl im Februar galoppieren nun die verrücktesten Zahlenkolonnen zur allgemeinen Verwunderung und Besorgnis durch die Gazetten und eine nahezu tägliche Märchenstunde lässt den Bürger verwundert die Augen reiben.

Froh über das vorzeitige Ende des unsäglichen Ampeltheaters hatte ich im Vorwort unserer letzten Ausgabe noch gehofft, ich zitiere mich persönlich, *„nicht vom Regen in die Traufe zu kommen“.*

Danach sieht es nun leider aus. Sorgen machen mir immense Schulden, Armut und Kriegsgeschrei.

Was ist nur los in unserem Lande? Auch unter dem weiß-blauen Himmel Bayerns sind die Zeiten ganz und gar nicht mehr so rosig. **Gewiß, der Freistaat Bayern und die Staatsregierung stehen weiterhin fest an der Seite der deutschen Heimatvertriebenen, der Aussiedler und Spätaussiedler, und ich sage das mit großem Dank, gerade auch für die institutionelle Förderung unseres Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen.**

Aber auch in unserem Freistaat zeigt sich die veränderte desaströse wirtschaftliche Situation. Zu viel Geld wurde und wird noch in die weiterhin ungebremste und für Deutschland schädliche Migration gepumpt, zu viel wurde in absurde „Entwicklungshilfeprojekte“ versenkt oder z. B. unser Steuergeld in eigenwilligen Programmen gegen *„Haß und Hetze“* und im *„Kampf gegen rechts“* verplempert. Die Liste ist lang. Fernab jeglichen Wählerwillens.

Aktuell sind leider alle unsere diesjährig geplanten Fördermaßnahmen und Projekte finanziell weder genehmigt noch abgesichert, es ist unklar, ob wir z.B. unsere Schülermaßnahmen durchführen können. Vertriebenenarbeit ist Ehrenamt, wir alle in unserem Landesvorstand sind mit Herzblut für die alte Heimat Ost- und Westpreußen aktiv. Nur durch Applaus und einen warmen Händedruck setzt sich allerdings kein Bus aus dem Memelland oder aus Masuren in Bewegung.

Ich hoffe auf gute Lösungen und generell auf gute Nachrichten für uns und die Situation in Deutschland.

Damit verbleibe ich, Ihnen, meine verehrten Leser, weiterhin in heimatlicher und landsmannschaftlicher Verbundenheit, und ich bemühe mich, zukünftig etwas weniger kritisch und negativ zu sein, versprochen!

Ihr Christoph Stabe
Landesvorsitzender der LOW-Bayern

80 Jahre danach – aus verschiedenen Blickwinkeln

Am 26. März waren auf Einladung der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. Petra Loibl, MdL, über 100 Teilnehmer beim Fachforum „Flucht und Vertreibung“ im Prinz-Carl-Palais in München zu Gast. Für diese zentrale Veranstaltung im Rahmen des Gedenkjahres zu 80 Jahren Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem östlichen Europa hatte Dr. Loibl neben namhaften Referenten aus den im Freistaat ansässigen wissenschaftlichen Einrichtungen, die sich vertieft mit der Thematik auseinandersetzen, auch eine Zeitzeugin und Vertreter aus Regierung, Opposition und Verwaltung gewinnen können. In ihren Beiträgen beleuchteten diese die Thematik nicht nur aus spezifischen Perspektiven, sondern gewährten auch einen Blick darauf, wie sich die Sicht auf das Schicksal der deutschen Vertriebenen und ihre Eingliederung in Bayern über Jahrzehnte gewandelt hat.

Auf die Eröffnung des Symposiums durch die Beauftragte folgte das Grußwort des Schirmherrn der Veranstaltung, des Staatsministers für Europa und Internationales, **Eric Beißwenger MdL,** der in seinen Ausführungen die Thematik umriss. In seinen Worten wurde auch deutlich, dass Vertriebenenpolitik heute mehr denn je Europapolitik ist, und die Auseinandersetzung mit den damaligen Ereignissen gar nicht mehr zu trennen ist vom Gedanken einer nachhaltigen Verständigung im Herzen unseres Kontinents. Dieser Einführung folgten die Fachbeiträge und zwei Podiumsgespräche, die nach dem Willen der Beauftragten gerade auch Aspekte beleuchten sollten, die sonst eher seltener im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

Den Anfang machte **Dr. Florian Kührer-Wielach** vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) in München mit einer *„Einführung in das Thema Flucht und Vertreibung“*, ehe mit **Ria Schneider** eine Zeitzeugin der damaligen Ereignisse zu Wort kam. In bewegenden Worten schilderte die gebürtige Donauschwäbin aus der Perspektive einer Betroffenen ihre Erlebnisse bei der Flucht aus ihrer Heimat – zweifellos ein emotionaler Höhepunkt des Fachforums, mit dem auch der auf das Gespräch folgende Tagesordnungspunkt bereits eingeleitet war.

Teilnehmer und Referenten des Fachforums (Foto: GAV/Nötel)

Denn thematisch passend sprach **Prof. Dr. Andreas Otto Weber** vom Haus des Deutschen Ostens in München anschließend über *„Kinder als Opfer von Flucht und Vertreibung“*, bevor er das Wort an **Prof. Dr. Katrin Boeckh** vom Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg (IOS) übergab, die über *„Unbewusstes Schicksal – Transgenerationelle Folgen der Vertreibung“* referierte. Abgeschlossen wurde das Vormittagsprogramm durch den Beitrag *„Tabu in Bildern - Flucht und Ver-*

treibung in tschechischer Literatur und Film“, in dem **Prof. Dr. Jana Osterkamp** vom Bukowina-Institut Augsburg ihre Zuhörer auf eine faszinierende kulturgeschichtliche Reise mitnahm.

Nach der Mittagspause ging es dann darum, wie Politik und Verwaltung in Bayern in den vergangenen achtzig Jahren mit Flucht und Vertreibung umgegangen sind und welche Entwicklungsstränge und Veränderungen dabei sichtbar werden. Während die vertriebenenpolitischen Sprecher der CSU- und der SPD-Fraktion, **Josef Zellmeier MdL** und **Volkmar Halbleib MdL** die beiden Fraktionen repräsentierten, die dem Landtag als einzige ununterbrochen angehört haben, sprach **Paul Hansel** als langjähriger Ministerialdirigent in Staatskanzlei und Sozialministerium – und heutiger Vorsitzender des Kulturwerks Schlesien – aus Sicht der Staatsverwaltung.

Im letzten Vortrag des Fachforums „Flucht und Vertreibung“ skizzierte **Dr. Martin Zückert** vom Collegium Carolinum in München *„Die Erinnerung an die Vertreibung bei unseren östlichen Nachbarn“*, ehe die Beauftragte in ihrem Schlusswort die Ereignisse und Ergebnisse des Tages kurz resümierte. Dabei wird das Symposium im Gedenkjahr nicht das letzte Großereignis in Bayern gewesen sein. Bereits am 17. Mai öffnet in der Residenz Ellingen eine Ausstellung zur Rolle der Trakehnerpferde bei der Flucht, die Frau Dr. Loibl als Schirmherrin eröffnen und begleiten wird. *(PM)*

Gemeinsam im europäischen Geist

Nach einer ersten Begegnung im April 2024 lud die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. Petra Loibl, MdL, nun bereits zum zweiten Mal die konsularischen Vertreter der Länder Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas zum traditionellen „Weißwurstfrühstück“ in den Bayerischen Landtag.

Als Ehrengast und Referenten hatte sie diesmal Europaminister **Eric Beißwenger,** MdL, gewinnen können, der dieser Region seit jeher seine besondere Aufmerksamkeit widmet und dabei auch um die wichtige Rolle der Vertriebenen und Aussiedler für eine nachhaltige Verständigung im Herzen Europas weiß. Nach seinem Impulsreferat kam es zu einem offenen, vertrauensvollen und für alle Seiten gewinnbringenden Meinungsaustausch. Staatsminister Eric Beißwenger: *„Die Vertriebenen, Aussiedler und ihre Nachkommen haben einen großen Beitrag zur Versöhnung geleistet. Die Vertriebenenverbände haben sich als stabile ‚Brücke‘ zu den Herkunftsländern erwiesen und so maßgeblichen Anteil daran, dass Bayern so hervorragende kulturelle und politische Beziehungen zu den Ländern Ost- und Südosteuropas pflegt. Das ist nach der politisch schwierigen Ausgangssituation nicht selbstverständlich. Heute begegnen sich Bayern und seine östlichen Nachbarn oft mit großer Herzlichkeit.“*

Im Anschluss an das Einführungsstatement des Ministers wurde **Rafał Wolski** *(Foto rechts, mit Landtagspräsidentin Ilse Aigner [Foto: Matthias Balk / Bildarchiv Bayerischer Landtag])* als neuer Generalkonsul der Republik Polen herzlich in der Runde begrüßt, zu der auch der ungarische Generalkonsul als Doyen des Diplomatischen Corps in München, und seine Kolleginnen und Kollegen aus Tschechien, der Slowakei, Litauen, Kasachstan sowie der Honorargeneralkonsul aus Kirgisien erschienen waren. Nach der Vorstellung des polnischen Generalkonsuls äußerten sich die weiteren anwesenden Diplomaten zu aktuellen Fragen, die sie bewegen, und betonten unisono die Bedeutung des von der Beauftragten für Aussiedler und Vertriebenen, Dr. Petra Loibl, angebotenen – und längst bewährten – vertrauensvollen Gesprächsformats.
Einig zeigte sich die Runde über die Notwendigkeit, wechselseitige Sprachkenntnisse stärker zu fördern und zugleich auch den grenzüberschreitenden Jugendaustausch auszubauen. Es wäre wünschenswert, so Dr. Loibl, wenn mehr Begegnungen und Klassenfahrten in die Länder Ostmittel- und

Südosteuropas stattfänden und es ganz selbstverständlich werde, als junger Mensch dorthin zu reisen und Gleichaltrige kennenzulernen. Schließlich seien die Beziehungen in diese Länder *„so gut wie noch nie“*.

Abgeschlossen wurde die Begegnung mit zwei Terminhinweisen: Dem Gedenktag für die vertriebenen Ungarndeutschen am 22. Januar 2025 in München – dieses Mal mit dem Schwerpunktthema „Ungarische Küche“ – und das Jubiläum zum 25-jährigen Bestehen des Hauses Kopernikus in Allenstein/Olsztyn. *(PM)*

Ehrungen in der Kreisgruppe Hof

Vorsitzender Christian Joachim ehrte sieben Mitglieder für ihre langjährige Zugehörigkeit zur Kreisgruppe Hof. In seiner Dankesrede bemerkte er, dass die meisten der Geehrten bereits viel länger zur Hofer Gruppe gehören.

v.l.n.r.: Christl Starosta, Vorsitzender Christian Joachim, Erika Kizina, Bernd Hüttner, Elisabeth und Peter von Lossow

In den Anfangsjahren gab es Familienmitgliedschaften und Ehefrauen und Kinder wurden nicht einzeln erfasst. Mit einer Ehrenurkunde der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern, wurde für 45 Jahre Mitgliedschaft **Christl Starosta** ausgezeichnet. Urkunden für 25 Jahre erhielten **Bernd Hüttner** und **Gert Oehler.** Seit 20 Jahren sind **Erika Kizina** und **Ursula Marx** Mitglieder der Ostpreußischen Familie. Das Ehepaar **Elisabeth** und **Peter von Lossow** beteiligt sich seit 15 Jahren an den Aktivitäten der Gruppe. Christian Joachim dankte allen für ihre Treue und wünschte noch viele schöne Jahre im Kreise der ostpreußischen Familie.

Text u. Foto: Jutta Starosta

Wechselbad der Gefühle

Die Erste Landeskulturtagung 2025 bot Einblicke in die Natur, aber auch in die schlimmen Erlebnisse deutscher Kinder im Ostpreußen der Nachkriegszeit sowie in das immer wieder umstrittene Thema Lastenausgleich

Ellingen (Bay). Dr. Christoph Hinkelmann ist in Ostpreußenkreisen geradezu prominent. Der mittlerweile pensionierte Historiker vom Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg ist überall bekannt und beliebt, hat er doch Zigtausende von Landsleuten im Laufe der Jahrzehnte mit seinen Vorträgen erfreut und sich gleichzeitig um die Vermittlung eines soliden Wissens über die alte Heimat auch bei Nachgeborenen höchst verdient gemacht. Er war der Einladung von Landeskulturreferent **Wolfgang Freyberg** gefolgt und referierte über *„Walter und Edith von Sanden-Guja – Naturschriftsteller und Tierplastikerin – Leben und Werk“*, wobei er nicht nur auf den reichen Zitatenschatz des adligen Gutsbesitzers zurückgreifen konnte, sondern auch auf ein nicht minder gut gefülltes Fotoarchiv, das teils beim Landesmuseum, teils beim Bildarchiv Ostpreußen oder der Heimatkreisgemeinschaft Darkehmen/Angerapp der Entdeckung harrte.

Landeskulturreferent Wolfgang Freyberg und der Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen Gunter Dehnert (links und Mitte) eröffneten die Landeskulturtagung / rechts: Dr. Christoph Hinkelmann berichtete über das Leben des Ehepaares Edith und Walter v. Sanden-Guja

Besonders eindrucksvoll wirkte auf die Zuhörer der Umstand, daß das Ehepaar bei der Flucht 1945 die Pferdewagen den Gutsmitarbeitern überließ, die mit Kindern, Großeltern und Hausrat ansonsten verloren gewesen wären, und sich selbst nur mit Fahrrädern auf den Weg nach Westen machte.

Eine Reihe schöner, von Walter v. Sanden-Guja selbst angefertigten Tier- und Pflanzenfotografien rundeten den gelungenen Vortrag ab.

Foto rechts: Birkenmaus
(aus „Alles um eine Maus“)

Um das Leben ostpreußischer Kinder in polnischen Kinderheimen nach 1945 ging es im Referat von **Dr. Teresa Willenborg** (Magdeburg). Die Bemühungen der beiden christlichen Kirchen, die umherirrenden verlassenen deutschen Kinder in ihren eigenen Häusern zu sammeln und ihnen Schutz, Essen und Unterkunft zu gewähren, wa-

ren nur teilweise erfolgreich und wurden schon sehr bald vom polnischen Staat untersagt. Alle Kinderheime wurden in staatliche Verwaltung überführt, deutsche und polnische Kinder zusammengelegt, die Verwendung der deutschen Sprache bei Strafe verboten und die deutschen Kinder auf diese Weise ihrer eigenen Vergangenheit beraubt und „zwangspolonisiert“. Der Titel des Vortrags lautete denn auch: *„Kinder im Schatten des Krieges. Heimerziehung in Polen nach 1945“* (ein Buch mit gleichlautendem Titel wurde von der Referentin verfaßt und ist im Buchhandel erhältlich). Die kompetente und freundliche Wissenschaftlerin nahm sich überdies reichlich Zeit, die gar nicht so wenigen Fragen aus dem Publikum zu beantworten, die zeigten, daß das Thema die Zuhörer stark fesselte, sei es aus eigenem Erleben oder aus familiären Überlieferungen.

Dr. Teresa Willenborg mit ihrem Buch beim Vortrag

Nach dem Mittagessen im Fürst-Carl-Bräustüberl ergriff **Professor Dr. Manfred Kittel** (Berlin) *(Foto links)* das Wort. Der ehemalige Direktor der Stiftung *„Flucht, Vertreibung, Versöhnung“* und gebürtige Mittelfranke, der wegen des Vorwurfs einer *„zu großen Nähe zu den Heimatvertriebenen“* (sehr obskur, einem Mann vorzuwerfen, seine Arbeit gut zu machen!) entlassen wurde und heute am Deutschen Historischen Museum zum Thema Lastenausgleich forscht, aber auch noch einen Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte in Regensburg innehat, hielt einen Vortrag mit dem Titel *„Stiefkinder des Wirtschaftswunders? Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs“* und schaffte es tatsächlich, seinen Zuhörern die Zusammenhänge zwischen den Abgaben der einheimischen Betriebe und den Entschädigungen der geflohenen ehemaligen Inhaber von Firmen des produzierenden Gewerbes zu erklären – und gleichzeitig darauf hinzuweisen, daß durch die langjährige Verzögerung der Auszahlungen ein erheblicher Teil des eingezogenen Geldes per Inflation beim Staat landete und somit niemals die Empfänger erreichte! Keine politische Partei, auch nicht der damals noch sehr starke Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) versuchte auch nur ansatzweise, hier gegenzusteuern und für mehr gerechten Ausgleich zu sorgen. Sicher dürfte hier auch der Hintergedanke eine Rolle gespielt haben, daß es sich leichter regieren ließ, wenn Einheimische und Fremde aus dem Osten gegeneinander ausgespielt würden, indem bei den ersteren der Ärger über die zusätzlichen Belastungen und bei den letzteren der Frust über die verspätete und viel zu geringe Ausgleichszahlung Verdruß bereitete.

Der letzte Programmpunkt des Tages war das gemeinsame Singen mit **Rüdiger Stolle** (Eggolsheim). Als ein ausgesprochener Glücksfall entpuppte sich die Anwesenheit einer Gruppe vom Bund Junges

Ostpreußen (BJO), in der sich stimmgewaltige Sänger befanden. Die Munterkeit der jungen Leute wirkte ansteckend, und so klang der Chor der Anwesenden kräftig und voll wie lange nicht mehr. Begleitet wurden die fleißigen Sänger von dem vielseitigen Musiklehrer **Gerhard Pöschl** (Weißenburg), diesmal auf der Klarinette. Eine kurze Zwischenpause wurde von dem ebenfalls anwesenden **Jörg Petzold** (Dresden) dazu benutzt, auf den mittlerweile verfügbaren Nachdruck seines neuen Buches *„Schmalspur-Album Ostpreußen – Kleinbahnen in Preußen 1898-1945“* hinzuweisen, was von einer Reihe Eisenbahnbegeisterter unter den Tagungsteilnehmern mit Beifall quittiert wurde.

Jörg Petzold, Rüdiger Stolle und Gerhard Pöschl (v.l.)

Für die am folgenden Tag stattfindende Landesversammlung hatte Landeskulturreferent **Wolfgang Freyberg** einen weiteren Vortrag vorbereitet: *„Eine Stadt vergeht – eine Stadt entsteht. Gewaltsame Transformation von Königsberg nach Kaliningrad“* zeigte die Zerstörungen Königsbergs von 1944/1945 und die anschließenden Aufbauleistungen im Vergleich. Freyberg, der sich in Königsberg gut auskennt, berichtete, daß die Ruinen der Stadt noch viele Jahre lang als Kulisse für sowjetische Propagandafilme über den Zweiten Weltkrieg herhalten mußten, ehe sie nach und nach beseitigt wurden.

Königsberg: Sowjetische Propagandaparolen am Bismarck-Denkmal auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz 1945 (Foto: Litauisches Zentralarchiv)

Ein besonderer Dank sprachen Freyberg und der Landesvorsitzende Christoph Stabe den Mitarbeitern des Kulturzentrums und den Mitgliedern der Kreisgruppen Altmühlfranken und Ansbach aus, die sich um die Bereitstellung von Kaffee, Kuchen und Schnittchen gekümmert hatten.

Text u. Fotos, soweit nicht anders bezeichnet: Rainer Claaßen

Diese Veranstaltung wurde gefördert über das Haus des Deutschen Ostens, München, durch:

Bayerisches Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales

Zukunftsministerium
Was Menschen berührt.

Bemerkenswertes am Wege

Ein Streifzug durch die Not- und Hungerjahre 1945 bis 1948 / von Wolfgang Thamm

Abschied von Königsberg (Pr.)

Nach den beiden schweren Luftangriffen auf die ostpreußische Hauptstadt Ende August 1944 wurden wir aufgefordert, die Stadt umgehend zu verlassen – Frauen mit Kindern zuerst! Die Familie war nicht vollständig, denn unser Vater war zu diesem Zeitpunkt bei der Bäckereikompanie 11 im Baltikum im Einsatz. Ab Mai 1945 gab es keinerlei Nachricht mehr von ihm, er galt bis 22. Oktober 1948 als vermisst.

Unsere Mutter mit den beiden Jungen Hans-Joachim (11) und Wolfgang (7) wurde am 2. Sept. 1944 in Richtung Sachsen evakuiert. Zielort war auf eigenen Wunsch eine Kleinstadt an der Vereinigten Mulde mit regulär (1939) etwa 4000 Einwohnern, gelegen sieben Kilometer nördlich der Kreisstadt Grimma. Dort wohnte eine Schwägerin meiner Mutter, wo wir hofften, unterzukommen.

Erste Schwierigkeiten und Wohnverhältnisse bei „Tante Frieda“

Der damalige Bürgermeister befahl: *„Alles was nicht ortsansässig ist, weiterziehen!“* Dem widersetzte sich meine Mutter energisch. Auch den Wunsch, noch einmal nach Königsberg zu reisen, um einige für das Überleben notwendige Dinge zu holen, lehnte er mit der Begründung *„Die Reichsbahn wird überlastet“* ab. Dennoch gelang es, sich über diese Anordnung hinwegzusetzen. Somit machten sich Mutter und Bruder auf, eine Nähmaschine, Marke „Pfaff“ und zwei Fahrräder nach Sachsen zu bringen.

Mein Bruder besuchte zuletzt in Königsberg die Altstädtische Knaben-Mittelschule. Ich selbst drückte in der Volksschule an der Oberlaak nur ein paarmal die Schulbank. Ich kann von Glück reden, daß sich der Schulleiter der Grundschule in **Nerchau,** Herr Richter, erbarmte und mich im bereits begonnenen Schuljahr noch einmal in die erste Klasse aufnahm. So genoss ich einige Zeit den Untericht „mit deutschem Gruß“ und dem obligaten Rohrstock in der Ecke. Im Zeugnis stand: *„Th. Ist anständig, fleißig und strebsam“* oder so ähnlich. Hans konnte als Fahrschüler mit der Muldentalbahn nach Grimma zur Mittelschule und später zur Berufsschule gelangen.

Grundschule in Nerchau

Die ersten Nächte schlief ich im gleichen Raum mit den beiden etwas älteren Töchtern des Hauses. Da durfte ich mir anhören *„du kommst ja aus der Großstadt… und hast keinerlei Ahnung von Ackerbau und Viehzucht!“*

Als sich abzeichnete, daß es keine Rückkehr nach Königsberg geben würde, kühlte sich das Verhältnis zwischen der Schwägerin und dem Rest unserer Familie erheblich ab. Wir zogen nun für vier Jahre in das Obergeschoß des Hauses. Die „Wohnung“ umfasste einen Aufenthaltsraum und eine Abstell- und Vorratskammer. Das Bettzeug bestand im Wesentlichen aus mit Stroh gefüllten Säcken. Im Aufenthaltsraum konnte ein einfaches Sofa als Schlafstatt genutzt werden. Spielzeug hatte ich nicht, nur einen mit Holzwolle ausgestopften Osterhasen aus Königsberg. Allerdings gab es eine bedeutende Ausnahme: Ein Onkel aus Leipzig hatte mir einen wunderschönen „Kaufmannsladen“ vermacht. Mein Bruder als angehender Chemiker hatte einen tollen Einfall: Ich durfte „unter dem Ladentisch“ Produkte mit den Tarnnamen „Monazit“ und „Thorianit“ für uns immer hungrige Brüder verkaufen. Doch Mutter wunderte sich über die rapide abnehmenden Vorräte an Mohnkapseln und Haferflocken in der Abstellkammer!

Die Ausstattung im Aufenthaltsraum: Ein etwas größerer Tisch, ein primitiver Küchenschrank; drei Stühle; Waschgelegenheit: Emailleschüssel auf Dreibein (Wasser auf dem Flur); Heizung: Kachelofen mit Bratröhre; Beleuchtung: Stadtgas (Deckenleuchte mit Glühstrumpf, Marke „Königgrätz“, daher der Name „Leuchtgas“, zu bedienen mit Kettchen mit der Aufschrift „A wie Auf“ und „Z wie Zu“. – Elektrizität: Fehlanzeige! Kein Radio, keine Zeitung.

Plünderungen

Eines Tages, im April 1945, verbreitete sich mit Windeseile die Schreckensnachricht *„Plünderer sind unterwegs!“* Es handelte sich vermutlich um polnische „Fremdarbeiter“, die aus irgendwelchen Lagern freigekommen waren. Sie suchten nach Eßbarem, Zigaretten, Uhren usw. Auch uns traf es. Einem ungebetenen Gast war sofort ein von meinem Bruder angefertigtes Flugzeug-Modell vom Typ „Bristol Blenheim“ der britischen Luftwaffe, natürlich mit dem Hoheitszeichen der Royal Air Force (RAF) versehen, aufgefallen. Mit dem empörten Ausruf *„Ah, Faschisten!“* warf er es gegen die Zimmerwand. In dem Modell war aber die goldene Armbanduhr unseres Vaters aus Königsberg versteckt. Glücklicherweise fiel sie nicht heraus und hatte auch keinen Schaden genommen. Welches Glück! Die Fahrräder hatten wir in weiser Voraussicht schon vorher an einem sicheren Ort versteckt.

Wenig später kam es zur Auflösung bzw. Plünderung eines Sonderverpflegungslagers der Deutschen Luftwaffe im etwa 4 km entfernten Golzern. Auch meine Mutter war wegen des ständigen Wegbegleiters „Hunger“ gezwungen, mehrfach mit dem Handwagen dorthin zu gelangen.

Am Straßenrand nahe **Schmorditz** hatte sich jedoch eine furchtbare Tragödie abgespielt. Mutter mußte an dem ausgebrannten Wehrmacht-LKW und den noch nicht geborgenen Leichen vorbei. Die Amerikaner am Westufer der Mulde hatten die Insassen des mit acht italienischen Soldaten besetzten Fahrzeugs wohl für SS-Leute gehalten und sofort das Feuer eröffnet[1]. *(Foto: Italienergrab bei Schmorditz [Frank Schmidt, LVZ])*

Im Lager herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Erscholl der Ruf „Tiefflieger!“, stob alles auseinander. Das war nicht immer echt, doch manche Bauern nutzten die Gunst der Stunde, um Beute zu machen. Begehrt waren „grüne Kaffeebohnen“, die die meisten nicht als solche erkannten. Für uns Jungen gab es plötzlich einige „Mitbringsel“, die wir noch nie gesehen hatten: Fliegerschokolade, sogenannte Riquett-Stangen, Süßigkeiten wie Butterkaramell-Bonbons, Datteln usw.

Auch Gänse sind nicht sicher vor Verfolgung

Meine Mutter und ihre Schwägerin beschlossen einen Raubzug. In diese „Sonderbeschaffungsmaßnahme“ wurde ich nicht eingeweiht. Den beiden Frauen gelang es, am Anger eines benachbarten Dorfes eine Gans einzufangen und ihr den Hals rumzudrehen. Das Ganze im Rucksack verstaut und ab nach Hause! Rein zufällig stimmte ich, nichts von alledem ahnend, in der Vorratskammer das Lied *„Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her, sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schießgewehr“* an. Alsbald ertönte vom Hof eine barsche Stimme: *„Verdammter Junge, sei ruhig!“* Tante F. fühlte sich offenbar beim Diebstahl ertappt.

Eine besondere Aufgabe und ein waghalsiges Unternehmen

Es war Mitte Juni 1945, als zwei vorgeblich Kriegsversehrte an unsere Tür klopften und um eine Übernachtungsmöglichkeit baten. Am nächsten Tag wollten sie in Richtung Hamburg weiterziehen. Nun gab es aber seit Mitte April diese Demarkationslinie an der Mulde, die scharf bewacht wurde. Es hieß: Ohne Anruf wird scharf geschossen, wenn jemand unberechtigt versucht, diese Grenze zu überwinden. Am Westufer lagen die Amerikaner, das Ostufer war von der Roten Armee besetzt[2].

Noch am Nachmittag zeigte ich den beiden, offenbar „stiften gegangenen“ deutschen Soldaten aus sicherer Entfernung den Weg zu einer Furt, an der man den Fluß knietief durchqueren konnte. Als Orientierungspunkt stand am Ostufer ein markanter Baum. Da in der Folgezeit kein Zwischenfall bekannt wurde, muß die Flucht in die amerikanische Besatzungszone wohl gelungen sein.

Meine Mutter hatte sich mit einer Kriegswitwe befreundet. Eines Tages beschlossen sie, eine Tour nach Hamburg zu unternehmen, um etwas Eßbares aufzutreiben. An die russisch-britische Demarkationslinie gekommen, durchwateten sie nachts die Aller. Doch die Russen schnappten sie, und eine Arrestnacht in einem Kellerbunker war fällig. Am nächsten Tag freigelassen, gelangten sie zum Hamburger Hafen. Dort fand sich ein mildtätiger Hafenarbeiter, der den beiden zu je einem Faß Heringspaste verhalf. Wie die beiden Frauen den „Rückentransport“ auf dem Heimweg bewältigten, bleibt mir bis heute ein Rätsel. Jedenfalls konnten wir von dieser Köstlichkeit längere Zeit leben. Die „normale“

[1] LVZ-RND vom 20.04.2018 mit Untertitel „Der Tod für acht italienische Soldaten im Frühjahr 1945“

[2] Rost, D. u. A.: Kriegsende in Grimma 1945, Verlag Rockstuhl, 2. Aufl. 2019

Verpflegung bestand vor allem aus Falläpfeln, ausgepreßten Rübenschnitzeln und anderweitig verwertbaren Resten. Ährenlesen, Kartoffelstoppeln usw., gehörten ohnehin zur ständigen Aufgabe.

Ein schlechtes Erntejahr

Durch ungünstige Witterung fielen die Getreidekörner aus den Ähren heraus, nach der spärlichen Ernte lag das meiste davon noch am Boden. Also ging es mit Handfeger und Kehrichtschaufel auf die Felder, um die Körner heimzubringen. Bei einem Bauern wurde uns erlaubt, die mit einer Handkurbel zu bedienende „Dreschmaschine“ zu benutzen. Wie sich denken läßt, war die Staubbelastung dabei eine ungeheure.

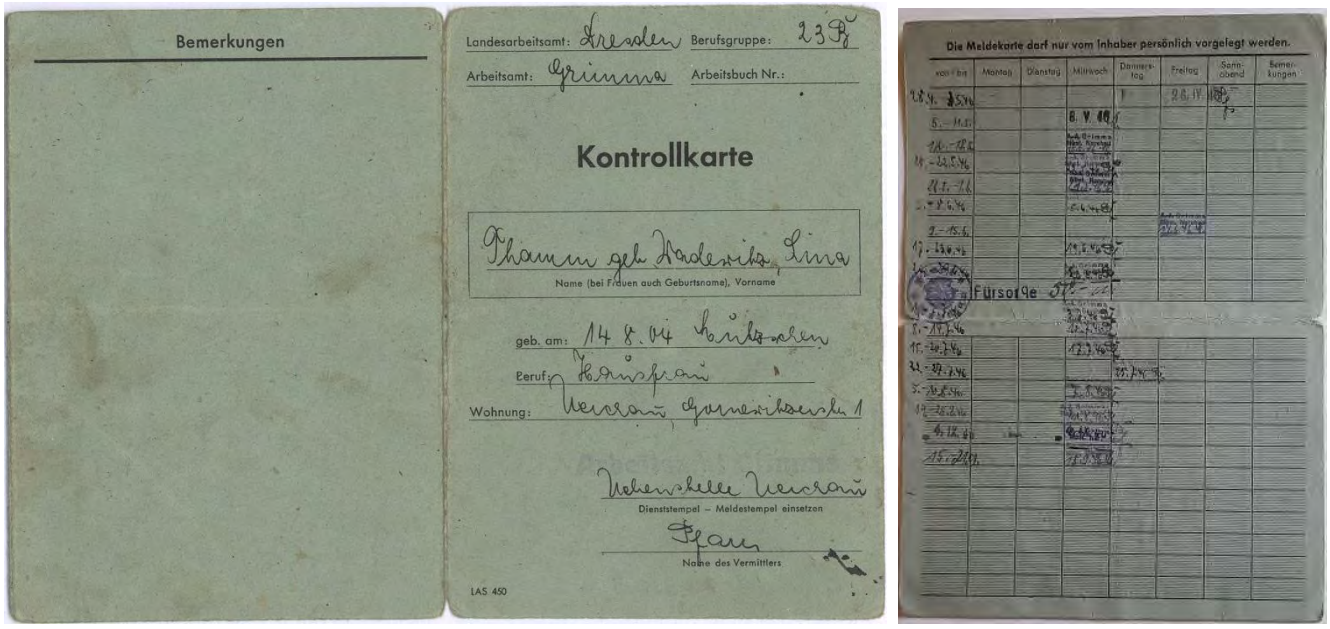
Krankheiten, Opfer und ein Beinahe-Unglück

Manche Menschen starben in ihren Betten an Unterernährung und Kälte, besonders im Hungerwinter 1946/47. Wir hatten „nur“ die Ruhr. Zwei Neulehrer starben an Typhus bzw. Paratyphus.

Die Gasversorgung mit „Leuchtgas“ wurde oft unterbrochen. So geschah es, daß eines Tages vor dem Zubettgehen versäumt wurde, das Kettchen „Zu“ an der Gasbeleuchtung nach unten zu ziehen. Mein Bruder Hans mußte am frühen Morgen immer zur Berufsschule nach Grimma fahren. An jenem Tag hatte er versehentlich den Wecker auf eine Stunde zu früh eingestellt. Da bemerkte er das ausströmende Gas und konnte somit Schlimmeres verhindern. Der Leute Meinung wäre wohl dann gewesen: *„Die Leute haben sich vor Verzweiflung das Leben genommen.“*

Kontrollkarte zum Bezug der „Fürsorge“

Meine Mutter bezog einen Fürsorgebetrag in Reichsmark. Daneben verdiente sie sich ein paar Groschen durch Näh- und Änderungsarbeiten für alle möglichen Leute. Hauptkunde war u. a. der Ortspolizist.



Fürsorge-Meldekarte

Eine Würdigung

Was unsere Mutter in dieser schweren Zeit geleistet hat, ist bewunderungswürdig und verdient große Hochachtung. Bereits im Alter von 22 Jahren beide Eltern verloren, später als Krankenpflegerin in den Sächsischen Heilstätten im Schloß Hubertusburg in **Wermsdorf** tätig, hatte sie es nie leicht gehabt. So war anfangs in Freiberg/Sachsen und dann in Königsberg (Pr.) ihre glücklichste Zeit.

Aufbruch zu einem Neuanfang

Anfang Mai 1949 sollte die Not- und Leidenszeit endlich ein Ende haben. Wir konnten in eine Mietwohnung in einem separaten Haus, das zum Grundstück eines Mittelbauern im gleichen Ort gehörte, umziehen. Hausrat hatten wir kaum, so daß die Abholung mittels Pferdewagen fast nur symbolischer Natur war. Das Gefühl einer neu gewonnenen Freiheit war unbeschreiblich!

Durch die Nähe zum benachbarten Bauernhof konnten wir bald unseren Titel *„Keine Ahnung von Akkerbau und Viehzucht“* ablegen...

Text: Wolfgang Thamm (Leipzig) / Fotos u. Abbildungen: Slg. Wolfgang Thamm

Eine EinRaumAusstellung

von Ulrich Galandi und Jörn Pekrul

In der Kunstwelt bürgert sich derzeit eine neue Form der Präsentation ein: die „EinRaumAusstellung“. Sie ist für zuerst für den eiligen Menschen der Moderne gedacht, der nicht viel Zeit und meistens auch nicht die Ruhe hat, sich mit einer kompletten Schau zu beschäftigen. In einer „EinRaumAusstellung“ werden dagegen, dem Worte nach, nur ein oder zwei Werke gezeigt, welche dann aber auch intensiver dazu ermuntern, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Unser Leser **Ulrich Galandi,** geboren 1931 in Königsberg, lädt uns in diesem Beitrag zu einer EinRaumAusstellung mit ostpreußischem Bezug ein. Herr Galandi ist der Enkel des Königsberger Architekten **Friedrich Heitmann,** der durch seine Kirchenbauten und sein vielfältiges Wirken im städtischen und privaten Baubereich in Ostpreußen bekannt ist (siehe auch den großen Beitrag im PREUSSEN-KURIER 2/2020).

Die Familie verzeichnet mehrere künstlerisch talentierte Persönlichkeiten. Hier stellen wir zwei Werke seiner Großmutter väterlicherseits, Frau **Elise Galandi** geb. Sieslack (1879-1945), vor. Die Bilder sind, soweit bekannt, in den 1930er Jahren entstanden.

Elise Galandi stammte aus **Friedland,** wo ihre Eltern ein Schuhgeschäft am Markt führten, das von der Mutter besorgt wurde. Daneben hatte die Familie noch ein Kolonialwarengeschäft in Betrieb, welches sich in Friedland an derjenigen Ecke befand, wo ein Weg in die äußeren Bereiche des Ortes führte. Man nannte diesen Weg damals den „Verlobungsweg“.

„Verlobungsweg in Friedland“ von Elise Galandi geb. Sieslack

Dieser Weg wurde von Elise gemalt. Das Bild **„Verlobungsweg in Friedland“** fällt durch seine sorgfältige Komposition von nah und fern auf. Die ruhige Farbgebung verrät, daß das Bild im Spätsommer entstanden sein muß. Die Bäume im Vordergrund lassen das Bild dreidimensional erscheinen, während sich der Weg dahinter im Umland verliert. Die Wolkengebung weist auf den weiten Himmel hin, wie ihn alle, die die Heimat kennen, in Erinnerung haben werden.

Das zweite Gemälde führt uns auf die **Kurische Nehrung.** Die Malerin hat auf der Rückseite notiert: **„Fischerhütte mit Stockrosen“** mit dem Zusatz: **„von Carl Knauff“.** Dies versetzt zuerst in Aufre-

gung, denn der künstlerische Stil ist unzweifelhaft dem Spätimpressionismus des genannten Malers aus der Künstlerkolonie **Nidden** zuzuordnen. Doch eine Ergänzung stellt klar: **„gemalt von Elise Galandi“.**

„Fischerhütte mit Stockrosen“ von Elise Galandi geb. Sieslack

Das macht das Gemälde aber nicht minder interessant, und es ist ein verführerischer Gedanke, ob die Künstlerin hier vielleicht ein (nicht bekanntes) Original von Knauff als Vorlage genommen haben könnte. Ihre Künstlerinnenhand hat die Proportionen gut getroffen und die Farbgebung meisterhaft komponiert. Es ist, als würde man an einem heißen Sommertage vor dieser Fischerhütte stehen. Das flirrende Licht der Nehrung scheint förmlich auf der Hütte und auf dem Gemälde zu tanzen. Es erinnert an unbeschwerte Tage an den großen Wassern der Nehrung; sei es nun auf der Haffseite oder an der Ostsee. Elise Galandi hat in diesem Bild eine sommerliche Stimmung festgehalten, wie sie seinerzeit die große Gertrud Papendick so einzigartig in Worten auszudrücken wußte.

Die Gemälde haben den Untergang Ostpreußens überstanden, weil Elises Sohn 1935 aus dienstlichen Gründen nach Berlin versetzt wurde und die Bilder am Berliner Stadtrand auf einem Dachboden lagerten. Elises Leben selbst und das ihres Mannes Hermann endeten tragisch. Das Ehepaar blieb in Königsberg; Elise ist bereits am 2. Mai 1945 – kurz nach der Eroberung – „gestorben worden“. Ihr Mann, soweit bekannt, verschied am 8. November 1945 an Hungertyphus in den Yorck-Kliniken.[4]

Dieses Ende war undenkbar, als diese Bilder entstanden. Im ernsten und dennoch dankbaren Gedenken laden diese Bilder ein, sich der Freude unbeschwerter Tage hinzugeben und die Zeit, die uns geschenkt ist, auf diese Weise zu würdigen.

Bei Herrn Ulrich Galandi und seiner Familie bedankt sich für diese Ein-RaumAusstellung im Namen der Redaktion

Jörn Pekrul

Foto rechts: Ulrich Galandi, geb. 1931 in Königsberg (Pr), und Jörn Pekrul

KANN ES SEIN, DASS... Äpfel nicht gleich Birnen sind?

Kolumne von Gabriele Schwarze

Am Samstag vor der Wahl machten meine Mutter und ich unbedacht einen Einkaufsausflug in die Hamburger Innenstadt und gerieten direkt in eine der inzwischen üblichen Großdemonstrationen zur *„Rettung der Demokratie".* Ein junges, kicherndes Pärchen hatte uns beim Aussteigen aus der U-Bahn bereits vorgewarnt. Offensichtlich handelte es sich auch um Teilnehmer. Meine Mutter ist nicht mehr so mobil und wir sind oft angenehm überrascht, wie hilfsbereit viele junge Menschen sind. **Doch Äpfel sind nicht gleich Birnen.** Wer sozial und hilfsbereit ist, muss nicht automatisch politisch oder geschichtlich kompetent sein. Gerade in Hamburg tritt uns oft deutlich vor Augen, was linke Politik uns als Sozialpolitik verkaufen will: Wahlrecht für Sechzehnjährige, schnell zu erlangende (zweite) Staatsbürgerschaften und frei bestimmter Drogenkonsum. Meinen Sie, das trägt zum Wohle des Landes bzw. seines Volkes bei und untergräbt nicht eher die Stimmen verantwortungsbewusster Bürger? Ganz zu schweigen von der angeblich „liberalen" Bildungspolitik inklusive der finanziellen Unterstützung der (vorwiegend linksgerichteten) ,,zivilgesellschaftlichen" Organisationen, welche dadurch überproportional präsent sind im öffentlichen Raum.

Massenaufmärsche haben eine eigene Dynamik, die auf Aussenstehende, wie uns, beängstigend wirken. Bei den Parolen und Schlagwörtern, die immer wieder absichtlich Äpfel mit Birnen vertauschen und darüber hinaus sehr hasserfüllt sind, muten uns die vielen mitlaufenden Durchschnittsbürger seltsam an. Warum darf man über Probleme, die Menschen aus kulturell-religiös vollkommen anderen Regionen mitbringen, nicht mal reden, insbesondere wenn sie durch eine ungesteuerte Masseneinwanderung so offen zu Tage treten? Muss man sich einem Meinungsdiktat beugen und dazu noch übelst verleumden lassen? Diese Drohgebärden sollen die Demokratie schützen? Uns scheint es eher so, als wenn dort eine neue Form des Sozialismus am Werk ist. Statt „Nazis" nun „Neuzis"? Was wissen diese Leute denn überhaupt über die Zeit der Nationalsozialisten, die beiden Weltkriege und die erzwungene Abtretung der vielen deutschen Gebiete? Auch zu Zeiten der Nationalsozialisten gab es viele naive bzw. unter gesellschaftlich/politischem Druck stehende Mitläufer und natürlich auch verhetzte Menschen. Heute kann man erstaunt sein, wie wenig sich der Mensch seitdem verändert hat. .

80 Jahre ist es nun her, dass meine Oma zusammen mit meiner Mutter in einem grausamen Krieg um ihr Leben fliehen musste. Sie ließen fast vollständig ihr Hab und Gut zurück, und ihre Heimat hat man ihnen danach auch noch genommen. Dieser Verlust wird bis heute mit forcierter Unwissenheit über die Heimatgebiete aus dem Bewusstsein den Nachgeborenen verdrängt, verschleiert und gerechtfertigt. Täglich wird für uns deutlicher, dass „unser" Wissen und „unsere" Eindrücke und Erfahrungen gar nicht in der heutigen Gesellschaft angekommen sind. Die Darstellung und 1nterpretation der deutschen Geschichte ist verblüffend einseitig und die manipulierte Unwissenheit dadurch direkt schon erschütternd.

Auffällig ist im Gegensatz dazu das sehr ausführliche Aufarbeiten und Gedenken an die Naziverbrechen. Wem sollte das nicht zu denken geben. Es wirkt direkt schon wie ein gezieltes Ablenkungsmanöver gegenüber der geschehenen Morde und Massenenteignung/-vertreibung eines Volkes aus seinen ureigensten Kulturgebieten.

Marion Gräfin Dönhoff hat damals entgegen dem Empfinden vieler Vertriebener die Politik Willy Brandts unterstützt. Ein ehrenhaftes Reueempfinden, das jedoch auf die falschen Leute traf? Hat sie auf ein Entgegenkommen oder ein Einsehen der Vertreiber-Nationen gehofft? Wie soll man sich das heute erklären? Die Lehre aus dieser Geschichte ziehen wir nun selbst daraus ...

Von dem norwegischen Schriftsteller **Henrik Ibsen** stammt folgender weiser Satz: *,,Der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit sind die Pfeiler der Gesellschaft."* Wenn dem nicht so ist, fällt es sicher auch zukünftig leicht, den Leuten Äpfel statt Birnen zu verkaufen, meint

Ihre Gaby Schwarze

Bekannte Film- und Bühnengesichter des Deutschen Ostens

Schauspieler, Musiker, Regisseure, Drehbuchautoren / Teil 1: Westpreußen und Danzig

Beim Betrachten alter Filme aus den 1950er-, 60er- und 70er-Jahren fallen einem mit der Zeit Gesichter auf, die immer wieder auftauchen. Wir wollten einmal wissen, wie viele und welche der damals sehr bekannten Schauspieler aus dem Deutschen Osten stammen – es sind viel mehr, als man zunächst vermuten würde! Wir möchten Ihnen in einer in dieser Ausgabe beginnenden Serie einige vorstellen.

Es werden nur solche Personen genannt, die in den Heimatgebieten geboren sind – keine solchen, die nur gelegentlich mal als Gastschauspieler in den Osten kamen, ohne einen persönlichen Bezug dazu zu haben. Vermutlich sind unsere Namenslisten nicht vollständig – wenn Sie weitere Namen kennen, schreiben Sie uns!

Und weil in den letzten Ausgaben immer sehr viel von Königsberg die Rede war, starten wir die Serie heute mit – den Westpreußen, zu denen wir ausdrücklich auch die Danziger hinzuzählen! Sortiert haben wir sie alphabetisch nach Familiennamen, damit die Suche nach Namen für Sie einfacher wird.

An erster Stelle stehen hintereinander vier Danziger, nämlich **Eddi Arent** (*bürgerlicher Name: Gebhardt Georg Arendt*), geb. am 5. Mai 1925 in **Danzig-Langfuhr,** gest. am 28. Mai 2013 in **München, Leo Bardischewski** (*Leonhardt Bardischewski*), geb. am 3. November 1914 in **Danzig,** gest. 27. Oktober 1995 in **München, Wolf-Dietrich Berg,** geb. 17. Mai 1944 in **Danzig,** gest. 26. Januar 2004 in **Hamburg,** und **Ingrid van Bergen** (*Ingrid Maria van Bergen*), geb. 15. Juni 1931 ebenfalls in **Danzig-Langfuhr.**

Eddi Arent wurde in Langfuhr im gleichen Haus geboren wie sein fünf Jahre jüngerer späterer Kollege **Wolfgang Völz** (siehe weiter unten). Sein Vater war Leiter des Danziger Wasserwerkes. Arent betätigte sich nach dem Krieg zunächst als Kabarettist, später als Theater- und Filmschauspieler. Ende der 1980er Jahre gestaltete er zusammen mit **Harald Juhnke** für die ARD eine Serie von Sketchen unter dem Titel *„Harald und Eddi“*. Ab 1993 betrieb er zudem das Hotel „Neustädter Hof“ in **Titisee-Neustadt.**

links: Eddi Arent als Kriminalobersekretär Eismann mit Herta Fahrenkrog als Beate von Altmann in „Stahlnetz – Verbrannte Spuren“ (1960) / rechts: undatiertes Foto (Bundesarchiv, ca. nach 1970)

Bei den Regisseuren scheint Arent sehr beliebt gewesen zu sein, da er seine Rollen nach ihren Angaben stets sehr detailgetreu auszuarbeiten pflegte. Mit dem Spruch *„Drehe sparend – dreh‘ mit Arent!“* charakterisierten die Spielleiter untereinander Arents unaufgeregte und effiziente Art, seine Arbeit zu professionalisieren.

Über Familie und Privatleben von **Leo Bardischewski** ist wenig bekannt; beruflich wirkte er bei zahllosen Hörspielen des Bayerischen Rundfunks mit, auch seine „Leihstimmen“ als Synchronsprecher

und seine Auftritte in Spiel- und Kriminalfilmen (wenn auch zumeist in Nebenrollen) sind von hoher Zahl. Seinen leichten Danziger Zungenschlag legte er dabei nie ganz ab.

links: Leo Bardischewski (Mitte) als Klinikarzt Dr. Koch mit Gig Malzacher als Reporter Wieland (li.) und Gerd Potyka als Fotograf Renzmann in „Der Nachtkurier meldet: Der Mann ohne Namen“ (1966) / rechts: 1988 als Hartmut Menkhaus in „Tatort: Spuk aus der Eiszeit“ (imago/teutopress)

Auch über das Leben von **Wolf-Dietrich Berg** war wenig in Erfahrung zu bringen; der Danziger tauchte erstmals Mitte der 1960er Jahre an der Westfälischen Schauspielschule **Bochum** auf und spielte später in **Dortmund, Essen, Düsseldorf, München** und **Hamburg.** Im deutschen Fernsehen bereicherte er zahlreiche Serien und Spielfilme zumeist in Nebenrollen; so spielte er beispielsweise auch in der Verfilmung des Romans *„Jokehnen“* von **Arno Surminski** einen Stabsarzt.

Im Alter von nur 59 Jahren erlag Wolf-Dietrich Berg einer Krebserkrankung.

Foto rechts: Wolf-Dietrich Berg, ca. 2001
(Foto: Rotten Tomatoes)

Besser sieht die Quellenlage bei **Ingrid van Bergen** aus: ihr Vater Fritz van Bergen war Lehrer und wurde Anfang der 1930er Jahre nach **Frankenau** im Kreis Neidenburg versetzt, wo Ingrid auch aufwuchs. Ihre Schulferien verbrachte sie regelmäßig in Danzig bei den Großeltern. Der Vater fiel eine Woche nach ihrem 10. Geburtstag an der Ostfront beim Einmarsch in die Sowjetunion.

links: Ingrid van Bergen als Uschi Blümel in „Vier gegen die Bank“ (1976, Szenenfoto) / rechts: Porträtaufnahme von 1998 (Foto: getty images)

Mutter Ella van Bergen organisierte im März 1945 die Flucht über die Danziger Bucht mit dem Schiff „Moltkefels“, das am 11. April 1945 auf der Fahrt in Richtung Hamburg von sowjetischen Flugzeugen

angegriffen und versenkt wurde, wobei ca. 500 (von rund 2000) Menschen starben. Die van Bergens gelangten per Beiboot auf die Halbinsel **Hela** und von dort mit einem anderen Schiff bis **Kopenhagen;** am 8. Mai 1945 erreichten sie das Flüchtlingslager **Aalborg Ost,** das am gleichen Tag in dänische Verwaltung überging.

Im September oder Oktober 1948 wurde die Familie nach **Reutlingen** in Württemberg entlassen; zwei Jahre später machte Ingrid van Bergen dort das Abitur. Danach trat sie eine Schauspiel- und Gesangsausbildung in Hamburg an, die sie 1953 erfolgreich abschloß.

Unter den über 100 Filmen, in denen Ingrid van Bergen mitspielte, seien hier nur zwei explizit erwähnt: *„Der Maulkorb“* (Zweitverfilmung von 1958), wo sie als Modell „Mariechen“ des Kunstmalers Rabanus auftrat, und *„Vier gegen die Bank“* von 1976, wo sie die Ehefrau eines der Bankräuber spielte.

Foto rechts: Ingrid van Bergen als Mariechen in „Der Maulkorb“ (1958)

Die glänzende Karriere Ingrid van Bergens wurde unterbrochen durch eine Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe; sie hatte einen Revolver zweimal auf einen Liebhaber abgefeuert, der kurz darauf verstarb. Unter Würdigung aller Umstände wurde sie im Juli 1977 nur wegen Totschlags verurteilt und im Oktober 1981 wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Um an ihren früheren beruflichen Erfolg anknüpfen zu können, benötigte sie mehr als zwei Jahre, doch dann erlebte sie noch einmal glanzvolle Zeiten sowohl im Film als auch beim Theater. Außerdem widmete sie sich zunehmend dem Tierschutz. Nachdem sie ihren Wohnsitz für längere Zeit auf Mallorca hatte, lebt Ingrid van Bergen heute im nördlichen Niedersachsen.

Aus einer ganz anderen Gegend kam **Ulrike Blome** (*gelegentlich auch „Blume“, bürgerlich: Clara Wilhelmine Ulrike Blome*), die am 7. Mai 1944 in **Posen** geboren wurde und am 17. Februar 2021 vermutlich in **Berlin** verstarb (jedenfalls ist sie dort auf dem Friedhof Heerstraße beerdigt). Ab ihrem 19. Lebensjahr spielte sie beim Theater, vom 21. an auch beim Film. Mit 29 übernahm sie die Geschäftsführung einer Kunstagentur, und von 1987 bis 2004 war sie sogar Leiterin des Charlottenburger Kunstamtes.

links: Ulrike Blome (re.) als Susanne Gambaroff mit Agnes Windeck als Haushälterin Frau Nachtigall in „Dr. med. Fabian – Lachen ist die beste Medizin“ (1969) / rechts: Szenenfoto (Ausschnitt)

Von den Filmen, in denen sie mitspielte, sei hier exemplarisch nur einer genannt: *„Dr. med. Fabian – Lachen ist die beste Medizin“* von 1969, in dem sie Susanne Gambaroff verkörpert, die Tochter einer etwas exaltierten Privatpatientin in einer Berliner Chirurgischen Klinik, welche im Verlauf der Handlung den Chefarzt ehelicht. An der Seite von **Gisela Uhlen, Maria Perschy, Agnes Windeck, Martin Held** und **Hans-Joachim Kulenkampff** brachte Ulrike Blome frischen Wind in den ohnehin nicht langweiligen Alltag der Krankenhausbelegschaft.

Der höchst unterhaltsame Film ist übrigens auf der Internetplattform YouTube abrufbar.

Von **Johannes Buzalski** (*Johannes Viktor Ceslaus Buzalski*) wissen wir, daß er am 24. August 1918 in **Marienwerder** geboren und am 2. Juni 1977 in **München** verstorben ist. Weitere Wohn- und Lebensdaten sind nicht bekannt. 1947 tauchte er erstmals an bayerischen Theatern auf, zwei Jahre später in ersten Filmrollen. Ab 1967 hatte er zunehmend Rollen in Erotikfilmen, ab 1970 überwiegend Nebenrollen als Alkoholiker, Stadt- und Landstreicher oder kleiner Gauner in Kurzkrimis und Spielfilmen. Die Zahl der Filme, in denen er zu sehen ist, steht denen mit Ingrid van Bergen nicht nach, die Qualität jedoch ist kaum vergleichbar.

rechts: Johannes Buzalski als Zwickel-Pit 1977 in „Aufforderung zum Tanz“ (Szenenfoto, Ausschnitt)

Jürgen Claassen (*gelegentlich auch Jürgen Claasen, bürgerlich: Jürgen Ernst Claaßen*), geboren am 4. März 1939, erblickte zwar in **Marienburg** in Westpreußen das Licht der Welt, die Familie lebte aber im benachbarten Landkreis **Großes Werder,** der seit 1920 zum **Freistaat Danzig** gehörte. Keine drei Wochen nach seinem sechsten Geburtstag gingen die Claaßens auf die Flucht, die schließlich mit einer Ausschiffung von der Danziger Bucht nach **Kopenhagen** endete; anschließend folgte die Überführung ins Flüchtlingslager **Aalborg Ost** wie bei **Ingrid van Bergen,** mit der Jürgens ältester Bruder zeitweise in dieselbe Schulklasse ging. Im November 1948 erfolgte der Umzug in den Kreis **Kirchheimbolanden** im neuen Bundesland **Rheinland-Pfalz** und etwa drei Jahre später auf den nahegelegenen **Weierhof,** einen vorwiegend von Mennoniten bewohnten, landwirtschaftlich geprägten Ortsteil. Als nach der Wiedereingliederung des Saarlandes ehemalige französische Truppenübungsplätze geräumt wurden, ließ sich die Familie endgültig auf dem bei **Zweibrücken** gelegenen **Eichenhof** nieder, einer aus sechs Hofstellen bestehenden Neubausiedlung vorzugsweise für vertriebene Landwirte aus dem deutschen Osten.

Jürgen Claassen 1988

Nach einer Lehre zum Bauzeichner und dem Besuch der Schauspielschule im nahen **Saarbrücken** arbeitete Jürgen Claassen an Theatern in **Köln** (u.a. bei **Millowitsch**), **Düsseldorf** und **Hamburg;** zwischendurch war er einige Jahre beim **Fränkischen Theater Schloß Maßbach,** das nach dem Krieg von der in **Henkenhagen/ Pommern** geborenen **Lena Hutter** gegründet und viele Jahre geleitet worden war. In Filmen wirkte er nur gelegentlich und in Nebenrollen mit, so z.B. in *„Hafendetektiv“* (Serie, 1987), *„Das runde Ding vom Odenwald“* (1987), *„Harmonie“* (Serie, 1988) sowie auch zweimal in der Reihe *„Aktenzeichen xy ungelöst“* mit **Eduard Zimmermann,** nämlich am 14.11.1969 als Kriminalbeamter und am 04.05.1990 als Posträuber.

Gegen Ende der 1990er Jahre erfuhr er, wieder in Hamburg, daß er an einer unheilbaren Krankheit litt; am 7. November 2000 schied er in **Hamburg** freiwillig aus dem Leben.

Über **Kurt Fischer-Fehling** wissen wir, daß er am 16. Dezember 1904 in **Bromberg** geboren wurde; verstorben ist er vermutlich 1978, das genaue Datum und der Sterbeort sind unbekannt. Er machte zunächst eine Buchdruckerlehre, ehe er ab 1923 zum Theater kam; **Liegnitz, Zittau, Gera, Halberstadt, Lübeck, Breslau** und schließlich **Berlin** waren bis Kriegsende Stationen seines beruflichen Wirkens, später folgten **Hamburg, Bern, Münster, Mannheim** und **Basel.** Zwischendurch wirkte er immer wieder an Kino- und Fernsehfilmen mit.

Foto rechts: Kurt Fischer-Fehling als Kriminalkommissar Krone in „Stahlnetz – Mordfall Oberhausen“ (1958) (Szenenfoto, Ausschnitt)

Mit **Manfred Fürst,** geboren 15. April 1895 in **Danzig,** gestorben 20. August 1973 in **München,** stellen wir einen weiteren Danziger vor. Über sein Privatleben ist so gut wie nichts bekannt. Bereits ab seinem 18. Lebensjahr trat er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges an Theatern in **Trier, Göttingen, Wismar, Berlin** und **Hamburg** auf, ab 1919 nur noch an **Berliner** Bühnen. Ob er zwischendurch einberufen war, ist nicht festzustellen. 1928 wirkte er bei der Uraufführung der **„Dreigroschenoper“** mit. 1933 wechselte er nach **Paris,** da er offenbar Verfolgung befürchtete; er organisierte dort Aufführungen mit deutschen, ebenfalls emigrierten Künstlern. 1939 zog er nach **London** und 1941 weiter in die **USA,** wo er in **Hollywood** als Theateragent tätig wurde. 1955 übersiedelte er nach **München,** ab 1957 war er Inhaber einer Filmagentur in **Berlin (West).** Angeblich wohnte er dann ab 1961 in **Buxtehude,** jedenfalls taucht er ab Ende 1963 wieder in **München** auf, wo er sich bis zu seinem Tode mit kleineren Nebenrollen an verschiedenen Theatern und in Spiel- und Kriminalfilmen über Wasser hielt. Schauspielerisch scheint er über diese Nebenrollen nie hinausgekommen zu sein, was schade ist, denn er hatte auch im Alter noch ein ausdrucksstarkes Gesicht, und seine Danziger Aussprache konnte ein aufmerksamer Zuhörer immer noch deutlich erkennen.

Foto rechts: Manfred Fürst (li.) als Herr Wegert mit dem Lothringer Wolf Ackva als Kriminaloberinspektor Steiner in „Die seltsamen Methoden des Franz Josef Wanninger – Skatbrüder“ (Szenenfoto, 1968)

Kaum besser ist die Quellenlage bei **Kunibert Gensichen,** geboren am 26. Juni 1907 in **Rittel,** einem Dorf an der **Preußischen Ostbahn Berlin – Königsberg** etwa 12 Kilometer östlich von **Konitz** (und damit nach dem Ersten Weltkrieg im **Polnischen Korridor** gelegen), wo die Bahn durch die einsame **Tucheler Heide** führt; Gensichen verstarb am 26. Juni 1991, seinem 84. Geburtstag, vermutlich in **München** (jedenfalls wurde er auf dem dortigen Westfriedhof beerdigt).

Kunibert Gensichen machte sein Abitur in **Berlin,** vermutlich weil die Familie infolge der nach dem Ersten Weltkrieg erfolgten Abtretung ihrer Heimat an den neugegründeten polnischen Staat im Zuge der Umsetzung der Bestimmungen des **Versailler Diktatfriedens** das Korridorgebiet verlassen mußte oder zumindest die polnische Staatsbürgerschaft hätte annehmen müssen. Er begann zunächst ein Studium der Musik, wechselte aber um 1929 an die Berliner Max-Reinhardt-Schauspielschule und schloß seine Ausbildung 1931 ab. Zunächst spielte er in **Berlin,** später auch in **Görlitz, Baden-Baden, München, Potsdam, Straßburg, Wien, Stuttgart, Darmstadt** und **Kassel.**

Foto links: Kunibert Gensichen als Kunsthändler Perlacher in „Kommissar Freytag – Hundertstel Blende 8“ (1966, Szenenfoto)

Ab 1937 trat er auch zunehmend in Kinofilmen auf, ab 1962 war sein Gesicht immer öfter auch in Fernsehfilmen zu sehen, zumeist in Spielfilmen und Kriminalserien – allerdings, ähnlich wie bei seinem Danziger Kollegen **Manfred Fürst,** fast ausschließlich in Neben- und Gastrollen. Auch Gensichen konnte, obwohl er ein ausgezeichnetes Hochdeutsch sprach, seine westpreußische Herkunft nicht völlig verbergen – seine angenehme Tenorstimme floß immer mit einem leichten sprachlichen Einschlag dahin, der dem Kenner seine Heimatregion verriet.

Matthias Habich, geboren am 12. Januar 1940 in **Danzig,** ist der Sohn des Danziger Kaufmanns **Willi Habich** und seiner Frau **Elsbeth** (geb. Wendler). Nach der Flucht wuchs er bei seiner Mutter in **Hamburg-Harburg** auf (über den Verbleib des Vaters ist nichts bekannt).

Fotos: Matthias Habich ca. 1980 und ca. 2010
(Fotos: gemeinfrei)

Die Schauspielausbildung an der Hochschule für Musik und Theater **Hamburg** begann er nach dem Abitur und schloß sie 1964 ab. Bereits 1963 spielte er eine Rolle im „Hamlet" am Deutschen Schauspielhaus (Hamburg), es folgten Engagements in **Chur, Baden-Baden, Basel, Wuppertal, Zürich, München, Berlin** und **Wien.** Außerdem wirkte er in über hundert Filmen mit, von denen sich etliche mit dem Dritten Reich befassen (z.B. *„Der Untergang"* [2004]). Habich hatte mehr Glück als seine älteren Kollegen **Fürst** und **Gensichen,** er erhielt in seinem Genre auch immer wieder Hauptrollen wie z. B. als Jean in *„Die Reinheit des Herzens"* (1979).
Matthias Habich lebt heute abwechselnd in **Paris, Zürich** und **Locarno.**

links: O. E. Hasse in „08/15 II" als Oberstleutnant v. Plönies (li.) mit Rainer Penkert als Oberleutnant Wedelmann (1955) / rechts: Hasse als Staatsanwalt Herbert von Treskow in „Der Maulkorb" (1958)
(Szenenfotos [Ausschnitte])

O. E. Hasse (*Otto Eduard Hasse*), geboren am 11. Juli 1903 in **Obersitzko** Kr. Samter als Sohn eines Schmiedes, gestorben am 12. September 1978 in **Berlin,** besuchte die Oberschule in **Colmar** (Provinz Posen) zusammen mit **Berta Drews,** der späteren Ehefrau des Schauspielers **Heinrich George** und Mutter von **Götz George.** Was die in Berlin-Tempelhof geborene Berta Drews nach Colmar verschlagen hatte, ist nicht überliefert; jedenfalls spielten beide im Schülertheater, und beide hielten sich, nachdem Hasses Heimat nach dem Versailler Diktatfrieden vom neugegründeten polnischen Staat annektiert worden war, zu Anfang der 1920er Jahre in **Berlin** auf. Hasse hatte ein Jurastudium begonnen, das er aber nicht abschloß. Stattdessen machte er eine Schauspielerausbildung und trat anschließend an Bühnen in **Thale, Breslau** und **München** auf (ab den späten 1960er Jahren kamen noch Gastspiele in den **USA,** in **Berlin** und **Wien** dazu). In Filmen war Hasse ab 1941 in Nebenrollen zu sehen, ab 1953/54 wurde er einem größeren Publikum bekannt, insbesondere durch den Film *„Admiral Canaris – ein Leben für Deutschland"*, in dem er die Titelrolle spielte. 1955 erschienen die Fortsetzungen des ein Jahr zuvor veröffentlichten ersten Teils der Verfilmung des Romans *„08/15"* des ostpreußischen Schriftstellers **Hans Hellmut Kirst;** in diesen übernahm Hasse die Rolle des Oberstleutnants und späteren Generals **v. Plönies** (Entsprechung im Roman: der im ersten Teil auftretende vormalige Major Luschke). Ebenfalls 1955 kam *„Alibi"* auf die Leinwand, ein Kriminalfilm, der im Pressemilieu spielt und in dem Hasse den Chefreporter Hansen darstellt. Von den zahllosen weiteren Filmen, in denen er mitspielte, sei hier nur noch *„Der Maulkorb"*

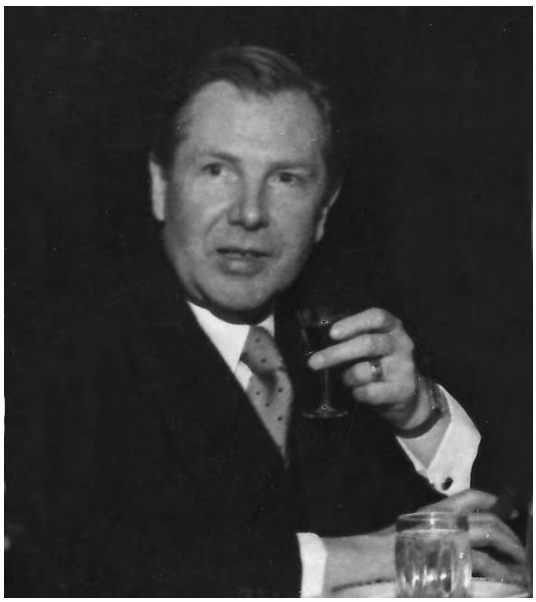
nach dem Roman von **Heinrich Spoerl** (Zweitverfilmung von 1958) erwähnt, in dem auch schon die noch sehr junge Danzigerin **Ingrid van Bergen** einen Auftritt hatte.
Otto Eduard Hasse versuchte gar nicht erst, seine westpreußische Aussprache zu verbergen – im Gegenteil: er kultivierte sie und trug sie gewissermaßen als Markenzeichen mit bescheidenem Stolz; sein „Honoratioren-Westpreußisch" gehört in allen seinen Filmen zu seiner Person, so wie sein markantes Gesicht, das unverwechselbar hervorsticht, und seine rauhe, markante Stimme. Er war ein echtes westpreußisches Original der Spitzenklasse!

Eckart Heinze (*auch: Eckart Heinze-Mansfeld, Pseudonym als Journalist: Michael Mansfeld – nicht zu verwechseln mit dem 1927 geborenen DDR-Fernsehmitarbeiter **Günter Halle,** der dasselbe Pseudonym verwendete!*), geboren am 4. Februar 1922 in **Lissa** (Pos) [damals wie heute **Leszno**], gestorben am 26. Mai 1979 in **Rosenheim,** war auch Schauspieler, jedoch hauptsächlich Journalist, Schriftsteller und Drehbuchautor. Sein Vater war Direktor eines Braunkohlenbergwerkes in **Halle (Saale)** und wurde 1934 als außerordentlicher Professor an die TH **Berlin** berufen, wo er das Institut für Braunkohlen- und Mineralölforschung leitete. Sohn Eckart legte 1939 das Abitur ab, studierte Theaterwissenschaften und machte gleichzeitig eine Ausbildung zum Schauspieler. Der Militärdienst verhinderte zunächst größere Bühnenengagements. Er kam bei Kriegsende in sowjetische Kriegsgefangenschaft, konnte aber angeblich fliehen und wurde 1949 Journalist. Eines seiner Schwerpunktthemen war die Beschäftigung ehemaliger NS-Größen in der höheren Verwaltung und der Bundesregierung, was ihn jedoch nicht davon abhielt, auch seinerseits dem Bundesnachrichtendienst über Leute aus der (eher linken) Künstlerszene zu berichten.

Von den Filmdrehbüchern, die Heinze (=Mansfeld) mitverfaßte, seien hier stellvertretend genannt: *„Die Brücke"* (1959, Drehbuch: Bernhard Wicki, Michael Mansfeld, Karl-Wilhelm Vivier), und *„Der Transport"* (1961, Drehbuch: Heinz Oskar Wuttig, Michael Mansfeld, Paul H. Rameau).

Ein Foto des geheimnisumwitterten, vielseitigen Mannes konnte trotz intensiver Suche nicht gefunden werden – vielleicht kein Wunder bei solchen „Geschäftspartnern"…

Walter Bruno Iltz wurde am 17. November 1886 in **Praust** bei Danzig geboren; er verstarb am 5. November 1965 im Städtchen **Tegernsee.** Ursprünglich sollte er Apotheker werden und nahm daher 1907 ein Studium in **München** auf, das er jedoch nach wenigen Monaten abbrach, um Schauspieler zu werden. Bereits ab 1908 spielte er in **Schweidnitz, Zittau, Breslau** und ab 1913 in **Dresden,** wo er elf Jahre blieb und ab 1921 auch Regie führte. In diese Zeit fiel auch seine Heirat mit der in Berlin geborenen Sopranistin **Helena Forti,** die zu der Zeit ebenfalls in Dresden tätig war. 1924 wechselte Iltz als Generalintendant an das Fürstlich Reußische Theater nach **Gera,** wo er sich einen Ruf als „moderner", avantgardistischer Regisseur erarbeitete, was damals wie heute ein umstrittener Begriff war. Beim Publikum scheinen seine Inszenierungen allerdings sehr gut angekommen zu sein, denn Mitte der 1920er Jahre erreichte das Geraer Theater eine jährliche Zuschauerzahl von fast einer Viertelmillion. Iltz ging 1927 als Generalintendant an die Städtischen Bühnen **Düsseldorf,** wo er bereits 1932 Schwierigkeiten mit der aufstrebenden NSDAP bekam. Er verteidigte seine Spielpläne und seine jüdischen Mitarbeiter, solange es ihm möglich war, mußte aber mit dem Auslaufen seines Vertrages schließlich Düsseldorf verlassen (ein im letzten Moment gestellter Aufnahmeantrag für die NSDAP scheiterte) und ging Anfang 1938 als Intendant ans Deutsche Volkstheater nach **Wien.** Auch dort gelang es ihm, seine Spielpläne weitgehend autark zu gestalten und seine Leute zu schützen.



Im Entnazifizierungsverfahren nach dem Krieg wurde der mutige Westpreuße nach einigem Hin und Her entlastet; seine Intendantentätigkeit setzte er anschließend in **Nürnberg, Braunschweig** und schließlich wieder **Düsseldorf** fort, wo er 1956 in den Ruhestand trat. Bis zu seinem Tod bewohnte er einen Landsitz am Tegernsee.

Foto rechts: Walter Bruno Iltz 1938
(Foto: Heinz Gerhardinger [gemeinfrei])

Nachstehend haben wir wiederum vier Danziger zu behandeln:

Käte Jaenicke (*Käthe Jaenicke*), geboren am 22. März 1923 in **Danzig,** gestorben am 1. November 2002 in **München,** nahm ab ihrem 18. Lebensjahr Schauspielunterricht; nach nur wenigen Monaten stand sie in **Gießen** bereits in kleineren Rollen auf der Bühne. Wann und wie sie aus Danzig herauskam, ist nicht bekannt. Ab ca. 1950 spielte sie in **Frankfurt** (M), an verschiedenen **Berliner** Theatern sowie zeitweilig in **Mannheim.**

links: Foto von Käte Jaenicke mit Unterschrift / rechts: unbekanntes Szenenfoto
(beide Fotos: undatiert, listal.com [gemeinfrei])

Beim Film tauchte sie erstmals in *„Der letzte Fußgänger“* (1959, mit **Heinz Erhardt** in der Haupt- und Titelrolle) auf. Sie wirkte nicht nur in zahlreichen Spiel- und Kriminalfilmen mit, sondern auch in vielen Serien der Vorabendprogramme (z. B. *„Die Firma Hesselbach“* [1965], *„Gewagtes Spiel“* [1965], *„Das Kriminalmuseum“* [1968], *„Kleinstadtbahnhof“* [1972], *„Polizeiinspektion 1“* [1981-1988] u.a.m.). Ausserdem war sie als Synchronsprecherin tätig, und 1971 erschien ein Kinderbuch von ihr *(„Kleines Mädchen zu verleihen“, Verlag CDV)*.

Ähnlich wie ihr Danziger Landsmann **Manfred Fürst** blieb auch Käte Jaenicke auf Nebenrollen festgelegt, allerdings war sie wesentlich bekannter, vermutlich aufgrund ihrer Ausstrahlung. In der Verfilmung des Grass-Romans *„Die Blechtrommel“* von 1979 spielte sie die wichtige Rolle der Mutter Truczinski. Sie sprach normalerweise Hochdeutsch, beherrschte jedoch das unverfälschte Berlinerisch ebenso bis ins Detail wie die ost- und westpreußischen Mundarten.

Käte Jaenickes Tochter **Anja Jaenicke,** geb. 9. Oktober 1963 in **Berlin** *(Foto rechts [undatiert, vermutlich um 1995, crew-united.com] [gemeinfrei]),* ist ebenfalls Schauspielerin und lebt, soweit bekannt, in München.

Wolfgang Jansen, geboren am 3. April 1938 in **Danzig,** gestorben am 9. Januar 1988 in **Hamburg,** war der Sohn des Bildhauers **Bernhard Jansen** und seiner Ehefrau **Elli Jansen,** von Beruf Sängerin. Die Familie ging Ende Januar 1945 auf die Flucht und geriet am 30. Januar auf das Schiff *„Wilhelm Gustloff“*, das am späten Abend nach drei Torpedotreffern eines sowjetischen U-Bootes mit mehr als 10.000 Menschen an Bord in den Fluten der Ostsee auf Höhe von **Stolpmünde** versank. Unter den (nach Heinz Schön) 1.252 Geretteten war auch Wolfgang Jansen, seine Eltern hingegen gingen mit

dem Schiff unter und ertranken. Der knapp Siebenjährige kam nach **Berlin** und wuchs bei seiner Großmutter auf. Neben der Schule versah er Statistenrollen bei verschiedenen Berliner Theatern. Seine erste Filmrolle war die des Knaben Heinz Mertens in *„Sündige Grenze“* (1951). Bereits ein Jahr später bekam er eine Hauptrolle in *„Der Kampf der Tertia“* (Verfilmung von 1952) als Schüler Borst neben **Brigitte Rau** als Schülerin Daniela. Später war er auch in Serien ein sehr gefragter Darsteller; alles in allem dürften es mehr als 120 Filme sein, in denen er zu sehen ist. Genannt seien *„Der Vetter aus Dingsda“* (1953), *„Hallo Taxi“* (1958), *„Barras heute“* (1962), *„Nebelmörder“* (1964), *„Die Heiden von Kummerow und ihre lustigen Streiche“* (1967) und *„Das verrückte Strandhotel“* (1983), hier wieder in einer Hauptrolle. An Serien seien hier beispielhaft erwähnt *„Alle meine Tiere“* (1962-1963) und *„Kli-Kla-Klawitter“* (in Österreich bekannt unter dem Titel *„Der knallrote Autobus“*, 1974-1976).

links: Wolfgang Jansen (li.) als Knabe Viktor mit Gerlinde Locker als Liesel in „Köhlerliesel“ (Titel für Deutschland: „Hohe Tannen“ [1960]) (Foto: tvspielfilm.de [gemeinfrei]) / rechts: undatiertes Foto, ca. Mitte der 1970er Jahre (Foto: mubi.com [gemeinfrei])

Die letzten Jahre im Leben Wolfgang Jansens verliefen mehr als unglücklich: 1983 Scheidung, kurz darauf Unfalltod seiner neuen Lebensgefährtin, und 1985 soll er das rechte Bein bei einem *„Zugunglück in Darmstadt“* verloren haben (allerdings ist in der einschlägigen Literatur ein solches Unglück nicht zu finden, so daß es sich möglicherweise um einen *„Personenunfall im Bahnbetrieb“* handeln könnte).

Der sympathische Danziger starb völlig verarmt in **Hamburg.** Er wurde nur 49 Jahre alt.

Als der Verfasser dieses Beitrages **Hans-Jürgen Janza** *(Foto links [undatiert, vermutlich Ende der 1970er Jahre] [listal.com, gemeinfrei])* zum ersten Mal auf dem Bildschirm sah, fiel ihm spontan ein Ausspruch einer westpreußischen Großtante ein: ***„Der sieht aus wie ’n Kaschub‘!“***

Der Mann, der *„aussieht wie ’n Kaschub“*, wurde am 4. Dezember 1934 in **Danzig** geboren; über seine Familie und die Flucht ist nichts bekannt. Vermutlich kamen die Janzas, wie so viele, per Schiff nach Hamburg oder Schleswig-Holstein – jedenfalls hat Hans-Jürgen Janza bis heute seinen Lebensmittelpunkt in **Hamburg,** wo er auch seinen ersten Schauspielunterricht erhielt. Auf der Bühne war er erstmals in **Kleve** zu sehen, anschließend wieder in Hamburg. Spätestens ab 1962 oder 1963 hatte er sich jedoch dem Film zugewandt; neben Spielfilmen und Krimis trat er vor allem in Serien auf, wobei das Krimi-Genre besonders stark vertreten ist. Janza konnte einfach alles darstellen, vom kleinen Ganoven über den Einbrecher oder Kindesentführer bis hin zum Kriminalpolizisten oder Postbeamten. Die Zahl der Filme, in denen er zwischen 1963 und 2007 (hauptsächlich in Nebenrollen) mitwirkte, dürfte an die 300 reichen. Ab 1980 führte er zusammen mit seiner Frau neben seiner Arbeit auch noch ein Speiserestaurant mit dem Namen „Der Eims-Büttel“ – wie lange, ist leider nicht bekannt.

Foto rechts: Hans-Jürgen Janza (re.) als Beamter der Luftpost-Leitstelle Frankfurt (M) in „Dreizehn Briefe – Nachts, wenn andere schlafen“ (1967) (Szenenfoto)

In manchen Filmen der 1960er Jahre hat der Kenner den Eindruck, sich auf einem Heimattreffen der West- und Ostpreußen zu befinden. Namen wie Hans-Jürgen Janza, Wolfgang Jansen, Käte Jaenicke, Wolfgang Völz, Eddi Arent, Leo Bardischewski, Kerstin de Ahna, Siegfried Wischnewski, Armin Mueller-Stahl und viele andere standen häufig im Abspann, und als Regisseure tauchten schon mal die Ostpreußen Frank Wisbar oder Günter Gräwert auf. Eine weitere recht bekannte Darstellerin war **Gerda-Maria Jürgens,** geboren am 10. Mai 1917 in **Danzig,** gestorben am 2. Dezember 1998 vermutlich in **Hamburg,** was aber nicht sicher festgestellt werden konnte. Gerda-Maria Jürgens spielte ab 1940 in **Berlin, Lublin** und **Schwerin,** nach Kriegsende in **Stuttgart, Eisenach, Aachen, Düsseldorf** und **Hamburg** (dort hatte sie regelmäßig Engagements an verschiedenen Theatern). Zwischen 1950 und 1992 wirkte sie in über 30 Hörspielen mit, und ab 1952 war sie in über hundert Filmen zu sehen, zumeist Spiel- und Kriminalfilme, auch Serien. Ihren letzten Auftritt hatte sie kurz vor ihrem Tod in einer Folge von *„Heimatgeschichten“*. Einzelheiten aus ihrem Leben sind leider nicht bekannt.

Gerda-Maria Jürgens aus Danzig; links: ca. 1952 (wikipedia) / rechts: mit Ferdinand Dux in „Kein Rezept für die Liebe“ (1994) (Szenenfoto [Ausschnitt]: imago/gemeinfrei)

Ursula Karusseit wurde am 2. August 1939 in **Elbing** geboren, wo ihr Vater als Lehrer Dienst tat. Sie verstarb am 1. Februar 2019 in **Berlin.** Die Flucht 1945 verschlug sie zunächst nach **Parchim,** später nach **Gera.** Nach der Schule machte sie eine Kaufmannslehre, arbeitete danach als Stenotypistin und Sachbearbeiterin in einem Volkseigenen Betrieb (VEB), wo sie bereits in einer Laienkabarettgruppe mitwirkte.

Ursula Karusseit, links etwa 1965 (Foto: notrecinema.com) / Mitte: etwa 2015 (Foto: frauenboulevard.de) / rechts: Sohn Pierre Besson, 2007 (Foto: Ruine-eig. Werk CC commons BY-SA 3.0)

Von 1960-1962 machte sie eine Schauspielausbildung an der Staatlichen Schauspielschule **Berlin-Schöneweide.** Danach hatte sie mehrere Engagements in **Berlin** (Ost), ab Mitte der 1980er Jahre auch Gastengagements in Westdeutschland, z. B. in **Köln.** Ab 1963 war sie auch in Fernseh-, gelegentlich auch in Kinofilmen zu sehen. Theater spielte sie noch bis 2006, wenn auch nur noch ab und zu.

Ursula Karusseits Sohn aus erster Ehe, **Pierre Besson,** geboren am 4. April 1967 in Berlin (Ost), ist ebenfalls Schauspieler.

Über das Leben von **Klaus Kinski** (*bürgerlich: Klaus Günter Karl Nakszynski*), geboren am 18. Oktober 1926 in **Zoppot,** gestorben am 23. November 1991 in **Lagunitas** (Kalifornien), ist in der jungen Bundesrepublik dermaßen viel in den Klatschspalten der Boulevardpresse berichtet worden, daß es heutzutage fast unmöglich erscheint, Wahres und Erfundenes auseinanderzuhalten – zumal der als

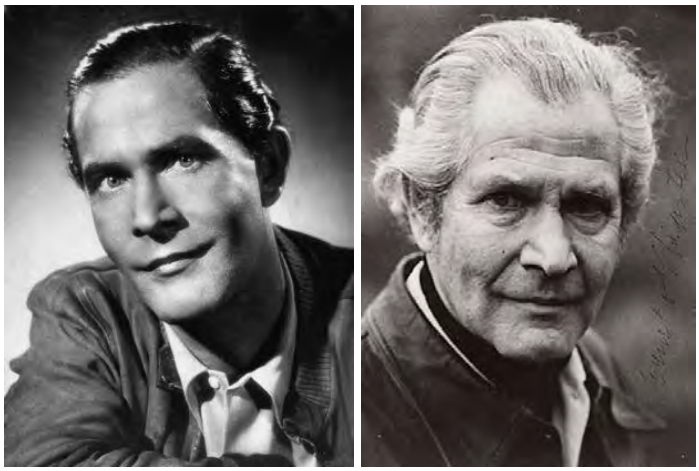
aufbrausend, unbeherrscht und jähzornig geltende Sohn eines Apothekers und einer Krankenschwester den „Affen“ ständig neuen „Zucker“ gab.

Klaus Nakszynski wurde 1944 zu den Fallschirmjägern eingezogen; schon Mitte November kam er an der Westfront in britische Kriegsgefangenschaft und wurde auf die Insel verbracht. Dort spielte er ab Herbst 1945 zuerst Theater, später Kabarett. Bereits im Frühjahr 1946 wurde er entlassen; ob er, wie er selbst angab, in **Tübingen** und **Baden-Baden** auftrat, ist nicht sicher, ab Herbst 1946 hielt er sich jedenfalls in **Berlin** auf. Seine Eltern lebten zu dieser Zeit schon nicht mehr.

1950 befand sich der junge Westpreuße für einige Tage in einer Berliner Nervenklinik, anschließend scheint er zwischen **Berlin** und **München** hin- und hergependelt zu sein. In München lernte er auch seinen späteren Freund und Förderer **Werner Herzog** kennen (damals 8 Jahre alt). Diese Freundschaft hielt bis zu Kinskis Tod 1991.

v.l.n.r.: Klaus Kinski um 1950 (themoviedb.org), 1971 (welt.de), die Kinder Pola, Nastassja und Nikolai (faz.net), die alle ebenfalls Schauspieler wurden!

Kinskis Leben glich zeitweilig einer Achterbahn; große Erfolge wechselten ab mit Strafprozessen oder gar Selbstmordversuchen. Trotzdem liegt die Zahl der Filme, in denen er auftrat, einschließlich aller Dokumentationen, Kino- und Fernsehproduktionen wohl nahe bei 200. Als Beispiele seien genannt: *„Der Zinker“* (1963, nach Wallace), *„Nosferatu – Phantom der Nacht“* (1979), *„Woyzeck“* (1979, nach Büchner) und *„Fitzcarraldo“* (1982).
Klaus Kinski hatte drei Kinder mit drei verschiedenen Müttern. Die Töchter **Pola** (geb. 1952) und **Nastassja** (geb. 1961) kamen in **Berlin** zur Welt, Sohn **Nikolai** (geb. 1976) hingegen in **Paris.** Alle drei trugen bei ihrer Geburt den Zoppoter Namen **Nakszynski** – und alle drei wurden Schauspieler!



Ernst von Klipstein: links vermutlich um 1940 (Foto: tvspielfilm.de), rechts um 1980 (Autogrammkarte)

Über die Jugendzeit **Ernst von Klipsteins** (*Ernst Vollrath von Klipstein*), geboren am 3. Februar 1908 in **Posen** als Sohn eines Offiziers**,** gestorben am 22. November 1993 in **Hamburg**, wird in der Literatur vornehm der Mantel des Schweigens gebreitet. Dabei dürfte die Lage seiner Heimatstadt ab 1920 im **Polnischen Korridor** für einen Zwölfjährigen prägend gewesen sein; auch über eine eventuelle Vertreibung der Familie wird nichts berichtet. Lediglich daß er *„sechs Semester Jura und Theaterwissenschaft (studierte und g)leichzeitig … bei Jacobi in München Schauspielunterricht (nahm)“*, ist dem Wikipedia-Eintrag zu entnehmen (also studierte er vermutlich auch in München!)

Auf der Bühne stand er in **Wunsiedel, Darmstadt, Wien, Regensburg, Meiningen, Bochum, Köln, Kassel, Frankfurt (Main), Hamburg** und **Leipzig.** Ab 1939 spielte er auch in Filmen mit, zum ersten Mal in *„Aufruhr in Damaskus“* (1939). Bis zum Ende des Krieges waren es etwa 15 Filme, bis 1992 folgten noch einmal mindestens 30. Außerdem wirkte von Klipstein an etwa einem Dutzend Hörspielen mit. Von den Filmen seien hier genannt: der **Frank-Wisbar**-Film *„Hunde, wollt ihr ewig leben“* (1959), in dem von Klipstein einen General darstellt, und die Brückner-Verfilmung *„Nirgendwo ist Poenichen“* (1980). Den letzten Auftritt hatte er in einem **Tatort** mit dem Titel *„Experiment“* im Jahr 1992.

Ernst von Klipstein war viermal verheiratet. Sein Grab befindet sich auf dem Waldfriedhof in **Hamburg-Volksdorf.**

Wie der vielseitige Eckart Heinze wurde auch **Gert Kollat** (*auch Gerd Kollat oder Gert Kollat-Romanoff; bürgerlich: Gerhard Kollat)* in **Lissa** (Pos) geboren, allerdings fast 16 Jahre früher, nämlich am 9. Juni 1906; er starb am 28. August 1982 in **Berlin.** Auch er erlebte als Jugendlicher den Übergang vom Kaiserreich zum **Polnischen Korridor,** in dem Deutsche von einem Tag auf den anderen zu Bürgern zweiter Klasse wurden, und auch in seinem Falle geht die Literatur nicht näher auf die damit verbundenen Erlebnisse ein. Kollats Vater besaß ein Baugeschäft, und ob bzw. wie lange sich dieses noch in der Hand der Familie befand, ist unbekannt.

Sicher ist nur, daß Gert Kollat nach dem Abitur Schauspielunterricht nahm und um 1925/1926 ein Engagement in **Glogau** erhielt; ab 1929 spielte er in **Chemnitz.** Aufgrund nicht näher beschriebener Berufsbeschränkungen ab 1933 betrieb er ab 1936 einen **Berliner** Kinosaal. 1945 taucht er zuerst in **Hamburg** als Leiter des Neuen Theaters auf, von 1949 bis zum Zeitpunkt des Mauerbaus 1961 hauptsächlich in der SBZ (später „DDR“ genannt), vor allem in **Berlin** (Ost). Danach hatte sich für den in **Berlin-Dahlem** wohnhaften Westpreußen das Thema „Zone“ erledigt; sein restliches Berufsleben verbrachte er im Westen. Von 1949 bis 1972 spielte er Nebenrollen in etwa 30 Filmen, auch im Radio war seine Stimme zu hören.
Über Gert Kollats Privatleben ist nichts Näheres bekannt.

Gert Kollat (2.v.li.) mit Carl Raddatz (li.) und dem in Groß Streitz (Pommern) geborenen Paul Dahlke (re.) in „Der Schatten des Herrn Monitor“ (1950); die junge Dame am Kassentischchen ist leider unbekannt (Szenenfoto [teatr.ru] [gemeinfrei])

Im Falle von **Horst Krause,** geboren am 18. Dezember 1941 in **Bönhof** Kr. Stuhm, Regierungsbezirk Marienwerder, weiß man immerhin, daß seine Mutter mit den Kindern erst 1947 aus der Heimat vertrieben wurde. Die Familie hatte einen Bauernhof besessen, der Vater kehrte erst 1948 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück. Zu dieser Zeit lebten die Krauses in **Ludwigsfelde,** wo Horst Krause auch zur Schule ging. Offenbar betätigte er sich schon frühzeitig als „Klassenkasper“. Ab 1955 oder 1956 machte er eine Ausbildung zum Dreher, anschließend arbeitete er in den vormaligen Brennabor-Werken, nunmehr „VEB Brandenburger Traktorenwerke“. Ab 1961 wirkte er im Schauspielensemble eines Jugendclubs mit, und schließlich durfte er von 1964 bis 1967 an der Staatlichen Schauspielschule in **Berlin-Schöneweide** studieren. Es folgten Engagements in **Parchim, Chemnitz** (damals „Karl-Marx-Stadt“) und **Dresden.**

Horst Krause als Dorfpolizist Horst Krause (Foto undatiert) (ARD-Mediathek)

In Filmrollen sah man ihn ab 1981 zuerst gelegentlich, Anfang der 1990er Jahre wechselte er ganz und gar vom Theater zum Film. Er trat bis heute in ca. 150 verschiedenen Streifen auf, darunter auch die Reihen *„Tatort“* und *„Polizeiruf 110“*. Mit am bekanntesten dürfte wohl, neben seiner Verkörperung des brandenburgischen Dorfpolizisten Horst Krause, die Heinz-Becker-Komödie *„Tach, Herr Dokter!“* von 1999 mit **Gerd Dudenhöffer** in der Hauptrolle sein, in dem Horst Krause die Titelrolle des Dr. Bernhard Schenkberg spielt. Horst Krause lebt heute in **Berlin-Moabit.**

Nun finden wir im Alphabet wieder zwei Danziger:

Renate Küster, geboren 12. September 1936 in **Danzig,** erlernte den Schauspielerberuf von 1956 bis 1958 an der Max-Reinhard-Schauspielschule in **Berlin;** außerdem nahm sie Ballettunterricht. Bereits 1955 tauchte sie in DEFA-Spielfilmen auf, wechselte aber 1957 offenbar von Ost nach West, denn fortan ist ihr Name nur noch in westdeutschen Produktionen zu finden (über ihre Fluchtgeschichte ist nichts überliefert).

Einer der bekannteren Filme, in denen sie mitwirkte, ist *„Vater, Mutter und neun Kinder“* (1958), in dem sie Regine, eine der Töchter des von **Heinz Erhardt** verkörperten Bäckermeisters Friedrich Schiller, spielte. Ab 1960 stand sie auch gelegentlich auf Theaterbühnen, und ab 1963 arbeitete sie immer häufiger als Synchronsprecherin, zumeist in US-amerikanischen Produktionen.

Renate Küster, links: als Regine Schiller in „Vater, Mutter und neun Kinder“ (1958) (Szenenfoto [Ausschnitt]) / rechts: 2017 bei einer Veranstaltung (Foto: Dieter Schnöpf – Eig. Werk, CC BY-SA 4.0 [wikimedia])

1992 heiratete Renate Küster den in **Bunzlau** geborenen Kabarettisten **Dieter Hildebrandt** († 2013), den sie von gemeinsamen Auftritten in **München** kannte.

Gustav Lindemann, geboren am 24. August 1872 in **Danzig** in eine jüdische Kaufmannsfamilie, gestorben am 5. Mai 1960 in **Stephanskirchen-Sonnenholz,** hatte bereits mit 13 Jahren beide Eltern verloren. Vier Jahre verbrachte er in einem Internat in der Nähe von **Braunschweig,** dann kam er zu Verwandten nach **Berlin** und erhielt dort eine kaufmännische Ausbildung. Bereits mit 19 Jahren begann er außerdem das Schauspielerhandwerk zu erlernen. Unmittelbar danach erhielt er in rascher Folge Engagements in **Tilsit, Oldenburg, Braunschweig** und **Berlin.** Bereits 1900 wurde Lindemann der jüngste deutsche Theaterdirektor in **Graudenz** und **Marienwerder.** 1907 heiratete er die Schauspielerin **Louise Dumont** und ging mit ihr als Theaterleiter an das neueröffnete Schauspielhaus in **Düsseldorf.** Es gelang den beiden, das Haus mithilfe eines Fördervereins durch die Inflationszeit zu bringen, aber die Krise Anfang der 1930er Jahre zwang Lindemann (seine Frau Louise war 1932 verstorben) zur Kooperation mit dem Städtischen Schauspiel **Köln,** die vom damaligen Kölner Oberbürgermeister **Konrad Adenauer** persönlich abgesegnet wurde.

Es stellte sich jedoch heraus, daß die Eigenständigkeit des Hauses nicht zu retten war; so wurde es 1933 als zusätzliche Spielstätte an die Städtischen Bühnen **Düsseldorf** unter ihrem Generalintendanten **Walter Bruno Iltz** aus **Praust** bei Danzig (siehe weiter oben) verpachtet.
1936 zog sich Lindemann aus der Öffentlichkeit zurück auf sein Gut in Sonnenholz im Landkreis Rosenheim; Verfolgung und Krieg überlebte er dank Hilfe von **Gustaf Gründgens** und dem Düsseldorfer Stahlindustriellen und Mäzen **Carl Albert Ernst Poensgen.** Von 1945 bis 1947 hielt sich Lindemann noch einmal in Düsseldorf auf und half beim Wiederaufbau des kulturellen Lebens. Seine gesamten Archivunterlagen überantwortete er der Stadt; das daraus hervorgegangene Dumont-Lindemann-Archiv bildet heute die Grundlage des Düsseldorfer Theatermuseums.

Foto links: Louise Dumont (alias Louise Maria Hubertine Heynen [1862-1932]) und Gustav Lindemann (undatiert, ca. 1925 [rheinische-geschichte.lvr.de])

Hans-Albert Martens (*bürgerlich: Martin Arbelt*) wurde am 25. Juli 1906 in **Graudenz** geboren; er starb am 8. Januar 1986 in **Berlin.** In der spärlichen Literatur wird erwähnt, daß er die Oberrealschule in **Beuthen** besucht habe; leider ist nicht völlig klar, ob damit die Stadt **Beuthen in Oberschlesien** oder **Beuthen an der Oder** im Kreis **Freystadt** in Niederschlesien gemeint ist. Ab dem 20. Lebensjahr stand er auf Theaterbühnen in **Halle (Saale), Bautzen, Würzburg, Memel, Beuthen (Oberschlesien)** (was auch den dortigen Schulbesuch vermuten läßt), **Bielefeld, Mainz, Aachen** und **Nürnberg.**

Nach einer kurzen Unterbrechung durch den Militärdienst 1944/45 spielte er bis ca. 1950 in **Nürnberg, Ingolstadt, Erlangen, Heidelberg** und **Bremen,** danach in **Berlin** (West) an verschiedenen Theatern. Zwischen 1951 und 1974 wirkte er außerdem in etlichen Fernsehfilmen und noch mehr Hörspielen mit. Als Beispiel sei hier der Film *„Alibi“* von 1955 genannt, in dem Martens in der Rolle des Strafverteidigers u.a. mit seinen westpreußischen Landsleuten **O. E. Hasse** und **Wolfgang Völz** vor der Kamera stand, außerdem *„Das Bastardzeichen“* von 1970, in dem er den Professor Hedron darstellte.

Über Martens‘ Privatleben ist nichts bekannt.

Foto links: Hans-Albert Martens alias Martin Arbelt als Strafverteidiger in „Alibi“ (1955) (Szenenfoto [Ausschnitt])

Nicht *vor*, sondern *hinter* der Kamera machte sich **Bruno Mondi** einen großen Namen. Der spätere Kameramann wurde am 30. September 1903 in **Schwetz** an der Weichsel geboren und verstarb am 18. Juli 1991 in **Berlin.** Er strebte dieses berufliche Ziel seit seiner frühesten Jugend an und fotografierte, seit er eine Plattenkamera halten konnte. Gleich nachdem er die Schule beendet hatte (es dürfte zeitlich etwa mit dem Ende des Ersten Weltkrieges zusammengefallen sein), begann er in **Berlin** eine Lehre bei der „Deutschen Bioscop“, jener Filmgesellschaft, der auch das Studiogelände in Potsdam-Babelsberg gehörte. Nach bestandener Prüfung war er bei der nunmehrigen „Decla-Bioscop“ als Kameraassistent tätig, später auch bei anderen Produktionsfirmen. Wegen seiner Mitarbeit an einigen wichtigen NS-Propagandafilmen des Regisseurs **Veit Harlan** erhielt Mondi bei Kriegsende ein Berufsverbot, das jedoch bereits 1946 aufgehoben wurde, weil die DEFA (Deutsche Film AG, Nachfolgerin der UFA [Universum Film AG, bis 1945]) in der SBZ sich seine Dienste sichern wollte und ihn zum Chefkameramann machte. Um 1949/1950 muß er sich aber von der kommunistischen Filmgesellschaft abgesetzt haben, denn sein Name taucht bei der DEFA letztmalig in der Märchenverfilmung von *„Das kalte Herz“* (nach Hauff) von 1950 auf, ab 1951 dagegen in westdeutschen Produktionen, erstmals in der Operettenverfilmung *„Die Csardasfürstin“* (1951, nach Jacoby). Insgesamt stand der Westpreuße zwischen 1925 und 1964 wohl an die hundertmal an der Kamera. Seine Spezialität waren die Einbettung der Filmstoffe in herrliche Landschaftsaufnahmen und die geschickten und einfallsreichen Übergänge beim Szenenwechsel. Der Mann von der Weichsel war ein begnadeter Meister seines Handwerks. Über sein Privatleben ist leider kaum etwas bekannt.

Foto rechts: Bruno Mondi 1947 bei den Dreharbeiten zu „Wozzeck“ (kein Schreibfehler!) (Foto: filmportal.de)

Nur eine Autostunde südwestlich von Bruno Mondis Geburtsort Schwetz liegt das Städtchen **Nakel a. d. Netze;** hier wurde am 19. September 1902 **Max Nosseck** in eine jüdische Familie hineingeboren. Er starb 29. September 1972 in **Bad Wiessee.** Bereits während des Ersten Weltkrieges nahm er ein Kunststudium in **Wien** auf und kam etwa mit Kriegsende als Schauspieleleve nach **Berlin,** wo er in Sketchen und Statistenrollen in Filmen mitwirkte. Im Februar 1922 gründete er mit seinen Freunden **Hans Kessemeier** und dem Landwirt **Willy Kreicke** die Noßkeß-Film GmbH, die 1929 Konkurs an-

melden mußte. Um 1923/1924 verbrachte er ein Jahr in den **USA,** kehrte jedoch anschließend nach **Berlin** zurück, wo er 1925 die Jazzband „Mac and Nolly“ gründete, mit der er häufig in Berliner Kabaretts auftrat. Ab 1930 betätigte er sich auch als Regisseur.

1933 emigrierte Max Nosseck zunächst nach **Frankreich;** bald arbeitete er von dort aus auch in **Holland, Spanien** und **Portugal.** 1939 ging er wieder in die **USA,** wo er unter dem Namen **Alexander M. Norris** vorwiegend für die Filmgesellschaft **Metro-Goldwyn-Mayer** tätig war. 1955 kehrte Nosseck zurück nach (West-)Deutschland; sein erster Film in dieser Zeit war eine Militärsatire mit dem Titel *„Der Hauptmann und sein Held“* (1955). Von 1922 bis 1971 waren es fast 60 Filme, bei denen er entweder selbst mitspielte oder aber Drehbücher verfaßte oder gar Regie führte, darunter neben rein deutschen Produktionen auch französische, spanische, portugiesische, niederländische und amerikanische.

Max Nosseck war insgesamt dreimal verheiratet, und zwar zuerst mit der Wiener Schauspielerin **Olly Gebauer,** danach mit **Geneviève Haugan** (vermutlich Amerikanerin) und seit 1955 mit der Schauspielerin **Ilse Steppat** aus Barmen (heute Wuppertal-Barmen).

Foto links: Max Nosseck, vermutlich 1923 bei seinem ersten Amerikaaufenthalt (Foto: allocine.fr)

Ernst G. Schiffner (*voller bürgerlicher Name: Ernst Günther Schiffner)* wurde am 23. Juli 1903 in **Marienwerder** geboren; er starb am 20. März 1980 entweder in **Hamburg** oder in **Celle.** Bereits mit 16 Jahren stand er in seiner Heimatstadt auf der Bühne; ab den 1920er Jahren hatte er Engagements in **Bonn, Mainz, Magdeburg** sowie ab 1933 auch an verschiedenen **Berliner** Theatern. Bei Kriegsausbruch 1939 spielte er am Deutschen Theater **Prag,** wo er bis zur Schließung im Sommer 1944 blieb. Von 1933 bis 1944 wirkte er außerdem in über 30 Filmen mit.

Nach Kriegsende war Schiffner fast nur noch für das Theater tätig, zunächst als Intendant in **Celle** und **Hannover,** ab den frühen 1950er Jahren als Schauspieler und Regisseur in **Gelsenkirchen, Berlin, Krefeld, Mönchengladbach, Hamburg-Harburg** und ab 1961 auch in **Saarbrücken.** In Filmen trat er nur noch gelegentlich auf, u. a. in *„Die Wahrheit über Rosemarie“* (1959) als ermittelnder Staatsanwalt *(Foto rechts [Szenenfoto, Ausschnitt])*, wo ausserdem sein Landsmann **Johannes Buzalski** (siehe weiter oben), der ebenfalls aus Marienwerder stammte, eine kleine Rolle als Lieferwagenfahrer hatte. Bei beiden hört man in ihren Auftritten ganz stark den westpreußischen Zungenschlag, der in jener Gegend bereits merklich vom Ostpreußischen überlagert ist.
Über Schiffners Privatleben wissen wir leider nichts.

Daß **Willy Sommerfeld,** geboren am 11. Mai 1904 in **Danzig,** gestorben 19. Dezember 2007 in **Berlin,** nicht nur einer der berühmtesten Stummfilm-Pianisten des deutschen Kinos werden, sondern auch bis ins hohe Alter von 103 Jahren noch ohne Noten (!) im Kino „Arsenal“ in Berlin Begleitmusik für Kinofilme machen sollte, war ihm nicht an der Wiege gesungen worden; mit drei Jahren schwer krank und vom Arzt schon aufgegeben, hörte er täglich das Zitherspiel eines Freundes seiner Schwester – und wurde wieder gesund! Fortan hatte er den Wunsch, Musiker zu werden. Er lernte Geige spielen, später auch Klavier. Sein Examen zum Musiklehrer bestand er mit nicht einmal 17 Jahren – es war die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, als die Vertragsverhandlungen zu *„Versailles“* liefen, die Danzig und einen großen Teil des Werders zwischen Weichsel und Nogat zu einer Ex-

klave machen sollten. Willy Sommerfeld zog nach Berlin und studierte dort Komposition am Stern'schen Konservatorium; sein Geld verdiente er nebenher mit Musikbegleitung in einem Stummfilm-Kino. Etwa 1929 wechselte er als Lektor zu einem Braunschweiger Musikverlag, zwei Jahre später wird er unter dem Intendanten **Thur Himmighoffen** beim Staatstheater **Braunschweig** zunächst als Kapellmeister, später als Orchesterdirigent geführt. Dort soll er 1933 entlassen worden sein, weil er nach einer Vorstellung auf der Bühne den Hitlergruß verweigerte (nähere Einzelheiten sind nicht bekannt). Daraufhin engagierte der Regisseur **Helmut Käutner** Sommerfeld als Pianisten für seine Kabarettgruppe *„Die vier Nachrichter"*, die aus Käutner selbst, **Bobby Todd, Kurd E. Heyne** und anfangs auch **Werner Kleine bestand;** letzterer schied jedoch schon frühzeitig aus und wurde durch den Komponisten **Norbert Schultze** (Komponist von *„Lili Marleen"*) **alias Frank Norbert** ersetzt. Sommerfeld blieb bei der Gruppe bis zu deren Verbot 1935 durch **Josef Goebbels.**

Willy Sommerfeld kehrte nach **Berlin** zurück und betätigte sich bis gegen Ende der 1960er Jahre als Komponist, Dirigent, musikalischer Leiter, Hörspiel- und Dokumentarfilmvertoner, Theatermusikschreiber und Musiktherapeut. Ab etwa 1970 nahm er seine frühere Nebenbeschäftigung als musikalischer Begleiter von Stummfilmen wieder auf, die er bis zu seinem Tod im Jahre 2007 ausüben sollte.

Fotos: Willy Sommerfeld ca. 1930-1935 (li. [Foto: cvfilms.de]) und 2007 kurz vor seinem Tod (re. [Foto: publico.es])

Daß **Kurt Vespermann** (*bürgerlich: Waldemar Arthur Kurt Harprecht*) am 1. Mai 1887 ausgerechnet in **Culmsee** das Licht der Welt erblickte, war einem Zufall geschuldet: seine Eltern gastierten nämlich dort mit einer Wanderbühne. Die Familie **Harprecht** war seit Generationen in der Theater- und Opernbranche tätig, sie stellten Schauspieler, Opernsänger, Regisseure und Theaterdirektoren. Sohn Kurt ging mit den Osterferien 1904 von der Schule ab (angeblich in **Neustrelitz)**, spielte zunächst an einer nicht näher bezeichneten ostpreußischen Bühne und wechselte vermutlich 1905 zum **Celler Sommertheater.** 1912 taucht sein Name in **Riga** auf; sein zwölf Jahre älterer Bruder **Bruno Harprecht** (geb. 1875 in **Königsberg [Neumark]**) war dort als Regisseur tätig. Weitere Stationen seiner Karriere waren **Nürnberg, Dessau** und **Berlin.** Etwa ab 1915 erhielt er erste Filmrollen, zunächst in Stumm-, später auch in Tonfilmen. Wie so viele seiner Landsleute spielte er zeit seines Lebens fast nur Nebenrollen. Bis zu seinem Tod dürfte er in etwa 100 Filmen aufgetreten sein.

links: Kurt Vespermann ca. 1917 (Foto: Mac Walten alias Max Grünthal [cyranos.ch, wikimedia, gemeinfrei]) / Mitte: Kurt Vespermann als Staatsanwalt in „Der Gasmann" (1941) (Szenenfoto) / rechts: Sohn Gerd Vespermann (1990) (Foto: Udo Grimberg [Creative Commons CC BY-SA 3.0])

Einer der bekanntesten ist die Verfilmung des **Spoerl**-Romans *„Der Gasmann"* von 1941, in dem Kurt Vespermann in der abschließenden Gerichtsverhandlung den Staatsanwalt darstellt – und in dieser

Eigenschaft seiner ostpreußischen Kollegin **Charlotte Susa** (1898-1976) in der Rolle der schönen Zeugin gegenübersitzt!
Kurt Vespermann war seit 1924 mit der Schauspielerin **Lia Eibenschütz** (1899-1985) verheiratet. Der Sohn der beiden, **Gerd Vespermann** (1926-2000) wurde ebenfalls Schauspieler und setzte somit die Familientradition fort.

Kurt Vespermann starb am 13. Juli 1957 in Berlin.

Wolfgang Völz (*Wolfgang Otto Isaak Völz*) wurde am 16. August 1930 in **Danzig-Langfuhr** in jenem Haus geboren, in dem auch sein späterer Kollege **Eddi Arent** (siehe oben) fünf Jahre zuvor das Licht der Welt erblickt hatte; er starb am 2. Mai 2018 in **Berlin.** Wolfgang Völz wuchs ohne Vater auf, der noch vor Wolfgangs Geburt bei einem Verkehrsunfall zu Tode gekommen war. Die Mutter **Hildegard Völz** geb. Post führte einen Milchladen. Ob die Familie über das Jahr 1945 hinaus in Danzig wohnte, ist nicht sicher; jedenfalls taucht Hildegard Völz samt Sohn und weiblicher Verwandtschaft 1947 in **Hasperde** bei Hameln auf. Der Junge machte zunächst eine Bäckerlehre in **Hameln,** gleichzeitig nahm er in **Hannover** Schauspielunterricht, wo er 1949 auch erstmals auf der Bühne stand. Anschließend hatte er Engagements in **Goslar** und **Osnabrück,** ab 1952 war er wieder in **Hannover,** ehe er 1955 nach **Berlin** wechselte und dort u. a. beim Kabarett „Die Stachelschweine“ auftrat. Seine Filmkarriere begann 1952 und dauerte immerhin 60 Jahre an; in dieser Zeit wirkte er allein als Schauspieler in ca. 150 Filmen mit; durch seine Tätigkeit als Synchronsprecher kamen noch 70 bis 80 Spiel- und Trickfilme sowie Hörspiele dazu.

Fotos von links: Wolfgang Völz (rechts im Bild) als Kriminalobermeister Sannecke in „Stahlnetz – In der Nacht zum Dienstag…“ mit Kurt Klopsch als Kriminalmeister Sonnenfeld (1961) / Mitte: Rebecca Völz (undatiert, ca. 1985-1990 [akpool.de]) / rechts: Benjamin Völz im April 2010 (Foto: Helen Krüger, eig. Werk CC BY-SA 3.0 [wikimedia])

Wolfgang Völz heiratete 1955 die Tänzerin **Roswitha Karwath** (geb. 1934 in Berlin-Wilmersdorf); die beiden Kinder **Rebecca** (geb. 1957 Berlin [West]) und **Benjamin Völz** (geb. 1960 Berlin [West]) wurden ebenfalls Schauspieler und Synchronsprecher.

Wie ordnet man jemanden ein, der als Kind mit dem Wohnort auch die Provinz wechselt? Die Geschwister **Paul** und **Hedwig Wegener** sind ein Beispiel für einen solchen Fall: **Hedwig Marianna Wegener** (später: **Gutzeit**) wurde am 6. Januar 1871 in **Jerrentowitz** und ihr Bruder **Paul Hermann Wegener** am 11. Dezember 1874 in **Arnoldsdorf** Kr. Briesen geboren; beide Orte sind identisch – das vormalige Jerrentowitz wurde kurz vor Pauls Geburt in „Arnoldsdorf“ umbenannt. Ende Januar 1875 zog die Familie nach **Bischdorf** im Kreis Rößel, wo der Vater **Otto Wegener,** ein Tuchfabrikant aus Ostpreußen, eine ehemalige Fürstbischöfliche Domäne samt Gutshaus am See gekauft hatte. Zwei Jahre nach dem Umzug starb die Mutter der Kinder; der Vater heiratete erneut. Die insgesamt fünf Kinder durften bereits früh Theaterszenen spielen und Gedichte aufsagen. Sohn Paul besuchte zunächst das Katholische Gymnasium in der Kreisstadt **Rößel,** nach dem Verkauf der Bischdorfer Liegenschaften zog die Familie jedoch nach **Königsberg** um, wo Paul auf das Kneiphöfische Gymnasium wechselte. Schwester Hedwig heiratete den Königsberger Hochschullehrer für Landwirtschaft **Ernst Gutzeit** und begann Märchenspiele zu schreiben, während Paul sich an der Schule in einem „Dramatischen Kreis“ engagierte. Ein Jurastudium sowie zwei weitere in Philosophie und Kunstgeschichte in **Freiburg** und **Leipzig** brach er 1895 ab, um sich ganz der Schauspielerei zu widmen – was ihm den Entzug der väterlichen Unterstützung einbrachte. Paul Wegener hatte in der Folgezeit Auftritte in **Leipzig, Rostock, Wiesbaden, Aachen, Hamburg** und schließlich in **Berlin** bei **Max Reinhardt,** wo er, abgesehen von einem Kriegseinsatz in Flandern 1914, bei dem er schwer verwun-

det wurde, auch über Reinhardts Flucht nach Österreich (1933) und später nach Amerika (1937) hinaus blieb bis zu seinem Tod.

links: Paul Wegener auf der Bühne; Stück, Ort, Datum und Fotograf sind unbekannt / rechts: Paul Wegener 1932 (beide Fotos: Slg. PK); von seiner Schwester Hete Gutzeit, die von 1916-1921 in mehreren Stummfilmen mitwirkte, ist leider kein Foto auffindbar!

Neben seinen ungezählten Bühnenauftritten schrieb Paul Wegener auch Drehbücher, führte Regie und stand von 1913 bis 1948 in etwa 60 Filmen vor der Kamera; er gilt als Pionier des damals noch jungen Mediums Film und hat ihm in seiner Zeit zum Durchbruch verholfen.

Seine Schwester Hedwig, bekannt geworden als **Hete Gutzeit,** kam am 22. März 1945 während eines Luftangriffs auf **Berlin** in den Trümmern ihres Hauses ums Leben und wurde dort von ihrem Bruder Paul gefunden. Paul Wegener selbst starb am 13. September 1948 ebenfalls in **Berlin.**

Dieser Beitrag schließt zu guter Letzt wieder mit zwei Persönlichkeiten aus Danzig:

Ingmar Zeisberg (auch: *Ingmar Zeisberg-Speer*) geb. **Muhes** gehört derselben Generation an wie **Ingrid van Bergen.** Sie wurde am 25. Februar 1931 in **Danzig** geboren und starb am 12. Oktober 2022, vermutlich in **Frankfurt (M).** Sicher ist, daß sie, wie ihre späteren Kollegen **Ingrid van Bergen** und **Jürgen Claassen,** per Schiff nach **Dänemark** kam und dort in einem nicht näher bezeichneten Lager interniert war, welches sie aber schon gegen Ende 1946 mit Ziel **Berlin** verlassen konnte, wo sie bei einer Zeitungsredaktion volontierte. Ab 1950 studierte sie an der Max-Reinhardt-Schauspielschule, und nur wenig später stand sie im Deutschen Theater in einer Nebenrolle zum ersten Mal auf der Bühne. Nach ihrer Ausbildung wechselte sie nach **Köln** in die Redaktion der *„Kölnischen Rundschau“* auf die Stelle der Theater- und Filmkritikerin; außerdem schrieb sie für den damaligen Nordwestdeutschen Rundfunk, dessen Hörspielabteilung sich in Köln befand, vereinzelt Drehbücher. In Filmen trat sie ab 1954 auf, erstmalig in *„Das Bekenntnis der Ina Kahr“*. Bis 1991 spielte sie in mindestens 40 Fernsehfilmen mit.

Ingmar Zeisberg war in erster Ehe mit dem Jazzpianisten Rolf Zeisberg verheiratet, dessen Namen sie auch weiterhin trug; nach der Scheidung schloß sie nacheinander drei weitere Ehen mit Männern aus dem Fernsehmilieu. Ihre fünfte und letzte Heirat im Jahr 1972 mit dem Architekten und Stadtplaner **Albert Friedrich Speer,** dem Sohn von Berthold Konrad Hermann **Albert Speer** (1905-1981), der ebenfalls Architekt und außerdem von 1942 bis Kriegsende als Reichsminister für Bewaffnung und Munition tätig war, hielt bis zu dessen Tod im Jahr 2017.

links: Ingmar Zeisberg um 1960 (Foto: unifrance.org [gemeinfrei]) / rechts: Ingmar Zeisberg-Speer, nach 1995 (Foto: ingmar-zeisberg.de [gemeinfrei])

Von **Georg Zoch,** geboren am 2. September 1902 in **Danzig,** gestorben am 31. März 1944 in **Berlin,** wissen wir, daß er 1926 zum ersten Mal auf der Bühne stand, und zwar beim **Danziger** Stadttheater;

später spielte er im oberschlesischen **Bielitz.** Ab 1932 bis zu seinem Tod schrieb er insgesamt 43 Film- und ab 1942 noch vier Theaterdrehbücher, außerdem führte er gelegentlich Regie. Als Filmtitel seien hier genannt: *„Der Himmel auf Erden“* (Komödie, 1935), *„Sein bester Freund“* (Kriminalfilm, 1937) und *„U-Boote westwärts!“* (Propagandafilm, 1941). Über Zochs Privat- und Familienleben ist nichts bekannt; auch ein Foto ist nicht auffindbar.
Georg Zoch starb am 31. März 1944 in seinem Berliner Hotelzimmer an einer Gasvergiftung, vermutlich hervorgerufen durch die verfrühte Wiederinbetriebnahme des Gasnetzes trotz einer gebrochenen Gasrohrleitung nach dem Luftangriff der Alliierten auf Berlin in der Nacht 24./25. März 1944.

Ja, liebe Leser, dieses war der erste Teil unserer Vorstellungsrunde ostdeutscher Theater- und Filmschaffender! Wir werden diese Reihe in der nächsten Ausgabe fortsetzen. Wahrscheinlich ist unsere Auflistung nicht vollständig; wenn Sie weitere Namen und Lebensdaten der Danziger und westpreußischen Schauspieler usw. kennen, würden wir uns freuen, wenn Sie uns diese gelegentlich mitteilen könnten. Das Gleiche gilt natürlich für etwaige Korrekturen, wenn wir hier, trotz sorgfältiger Überprüfung, versehentlich etwas falsch dargestellt haben sollten.

Vorab besten Dank – und bis zum nächsten Mal!

Rainer Claaßen

Augenzeugenbericht des letzten Königsberger Dompfarrers Walter Strazim über die Nacht vom 29. auf den 30. August 1944 im Königsberger Dom

von Pfr. Walter Strazim (Hauptteil) / Evelyn v. Borries / Jörn Pekrul

Einführung

Am 9. April 2025 ist es 80 Jahre her, daß Königsberg fiel. Meine Mutter saß damals als 5-jähriges Mädchen mit vielen anderen Menschen in einem Luftschutzbunker in **Stettin**, wo noch bis zum 25. April 1945 der Endkampf tobte. In diesem Alter registrieren Kinder die Ungewöhnlichkeiten in ihrer Umgebung sehr genau. Als die Meldung vom Fall **Königsbergs** aus dem Volksempfänger kam, so erinnerte sie sich, ging ein lautes Aufstöhnen durch die versammelte Menschenmenge. Es war ein einziger, gleichförmiger Ur-Laut zu vernehmen – ähnlich einem anschwellenden Chor, den ein Dirigent bei der Aufführung eines Requiems ins Rollen bringt. Als die Welle wieder verebbte, waren es keine Soli, die einsetzten. Stattdessen erfüllten einzelne Sätze die stickige Luft im Bunker. Man hörte ein leises Schluchzen: *„Die armen Menschen, die jetzt noch in der Stadt sind“* und ähnliche Worte der Anteilnahme und des Mitgefühls.

Stettin, Hakenterrasse (Foto: Mike Mareen/shutterstock)

Königsberg, Dom (Lithographie 1839)

Auf dem Ostpreußentreffen 2024 in Wolfsburg lernte ich Frau **Evelyn v. Borries** kennen. Sie ist die Großnichte von **Walter Strazim,** der von 1934 bis 1944 der Zweite Pfarrer im Königsberger Dom war. Als der Erste Pfarrer, **Ernst Bronisch-Holtze,** im Frühjahr 1944 wegen des *„Abhörens von Feindsendern“* in Gestapo-Haft kam, nahm Pfr. Strazim seine Vertretung wahr. Dadurch war er auch in der zweiten Bombennacht vom 29. auf den 30. August 1944 anwesend, als der Dom in Schutt und Asche sank. Durch das vorgenannte „Abhören“ des Ersten Pfarrers wußte auch Strazim von der Meldung der englischen BBC, daß die Royal Air Force angekündigt hatte, Königsberg im Abstand von drei Tagen zweimal zu bombardieren. Die erste Bombardierung erfolgte in der Nacht vom 26. auf den 27. August 1944. Insofern war das zweite Inferno absehbar, was aber von den Machthabern der Königsberger Bevölkerung nicht mitgeteilt wurde. Als der Feuersturm drei Tage später losbrach, so hielt die Tochter des letzten Domorganisten **Herbert Wilhelmi** fest, hatte der Gauleiter **Erich Koch** selbst der Feuerwehr verboten, Löschversuche auf dem Kneiphof zu unternehmen.

Blick auf den Kneiphof mit Dom

Walter Strazim hat die Ereignisse dieser dramatischen Nacht später für seine Familie aufgeschrieben. Während die Beschreibung der Nacht im Feuersturm bereits im *„Königsberger Bürgerbrief“* der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) e.V. (Ausgabe 104, Winter 2024, S. 32-38) erschienen ist, wollen wir hier eine erweiterte Fassung wiedergeben. Pfr. Strazim beschreibt hier aus noch wacher Erinnerung die Umstände des alltäglichen Lebens eines Seelsorgers in der Zeit des Kirchenkampfes und der äußersten Anfechtungen. Es ist eine persönliche Perspektive aus der Sicht eines Mannes, der seine Umwelt mit wachem Auge, aber auch mit einem inneren Ringen zu verstehen suchte. Sein Bericht

beginnt mit seiner Versetzung aus **Darkehmen** nach Königsberg Anfang der 1930er Jahre. Seine Worte tragen einen direkt in diese Epoche zurück.

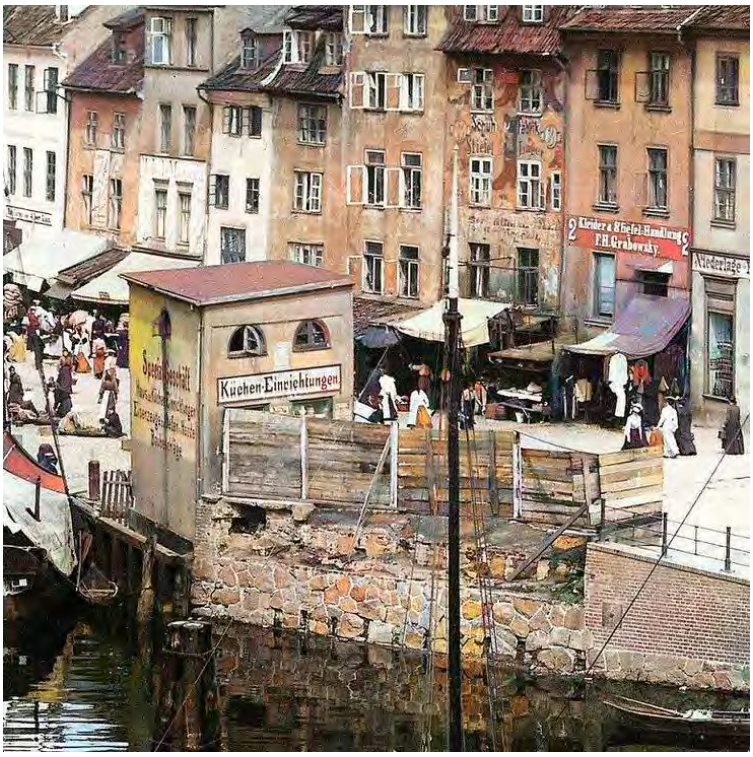
Es ist Frau Evelyn v. Borries zu danken, uns diese Aufzeichnungen für den PREUSSEN-KURIER zur Verfügung gestellt zu haben. Frau v. Borries setzt sich als Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Preussisch Eylau in der Landmannschaft Ostpreußen e.V. für den Erhalt und die Weitergabe des Erbes ein.

Die begleitende Fotoserie stellt den Königsberger Dom vor der Zerstörung und seinen Wiederaufbau in den 1990er-/ 2000er Jahren dar, darunter Aufnahmen des Bildarchivs Ostpreußen, die teilweise nachträglich koloriert wurden. Die übrigen Aufnahmen haben jeweils gesonderte Quellenangaben.

Jörn Pekrul

„Königsberg – Dom“ von Pfr. Walter Strazim, vorgelegt von Frau Evelyn v. Borries

Während wir Pfarrer des Darkehmer Kirchenkreises theologisch und kirchenpolitisch alle gleichgesinnt waren, kam ich jetzt in Königsberg in den bereits entbrannten Kirchenkampf hinein. Worum ging es? Gleich nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte sich auf Betreiben und mit Unterstützung der Partei die Gruppe der „Deutschen Christen“ aufgetan, der sowohl Pfarrer wie Laien angehörten.



links: Der Dom über den Dächern des Kneiphofs / rechts: Alltag am Pregel

Sofort nach dem 30. Januar 1933 wurde nicht nur die ganze staatliche Verwaltung „gesäubert“, d.h. alle Beamten entfernt, die nicht für Hitler waren, sondern das ganze Leben wurde „gleichgeschaltet“, d. h. die leitenden Stellen in Presse, Kino, Rundfunk, in jedem Sport-, Gesangs-, Turn-, Ruder- etc. Verein wurde mit Parteigenossen besetzt. Ein Führer, eine Partei, ein Volk!

Der Rundfunk durfte keinen **Mendelssohn Bartholdy,** keinen **Offenbach** oder **Tschajkowskij** mehr spielen. Alle Bücher jüdischer Autoren mußten (oder sollten) abgeliefert und öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Ziel der „Deutschen Christen“ war es nun, diese Gleichschaltung auch in der Evangelischen Kirche zu vollziehen. Bei dem Aufbruch der ganzen Nation durfte die Kirche nicht abseitsstehen. Vielmehr sei es ihre Aufgabe, das Werk des Führers religiös zu untermauern.

Für die Kirche soll gelten: Christus und Hitler. Die radikalen Thüringer Deutschen Christen gingen noch einen Schritt weiter: Hitler und Christus, der ihnen nur als der „arische“ Kämpfer gegen die Juden galt. (Ein Thüringer Pfarrer soll sogar Hitlers Bild statt des Kruzifixes auf den Altar gestellt, die Konfirmanden auf Hitler eingesegnet und dabei das Lied haben singen lassen: *„Jung Siegfried war ein stolzer Knab“*)

Für die „Deutschen Christen“ galt: Kampf gegen Rom und Juda, auch gegen das Alte Testament, diese *„Sammlung asiatischer Viehhändler-Geschichten“*. Nach ihrer Vorstellung sollte die Kirche nur eine Abteilung des Reichsinnenministeriums sein, an ihrer Spitze der Parteigenosse Reichsbischof **Ludwig Müller,** der frühere Wehrkreispfarrer von Ostpreußen. **Ein Volk. Ein Führer. Eine Kirche!**

links: Der Domplatz, Blick nach Süden / rechts: Lindenstr. 35, Blick vom Kneiphof

Zunächst sah das alles gar nicht so schlimm aus. Aber als bei den Kirchenwahlen 1933 die „Deutschen Christen“ unter dem Druck der Partei die Mehrheit in den Gemeindekirchenräten erlangt hatten, mehrere Generalsuperintendenten ihres Amtes enthoben und durch „Deutsche Christen Bischöfe“ ersetzt wurden und Pfarrer ins Gefängnis kamen, als sie dagegen opponierten, erkannten wir die Gefahr, die der Kirche drohte, und schlossen uns zu einer Bekenntnis-Gemeinschaft zusammen, aus der später die organisierte illegale „Bekenntniskirche“ (B.K.) wurde. An ihrer Spitze stand der ehemalige Kapitänleutnant U-Bootkommandant im Ersten Weltkrieg **Martin Niemöller,** Pfarrer in Berlin-Dahlem. (1937 wurde Niemöller verhaftet, vor Gericht gestellt, nach langem Prozeß freigesprochen, aber beim Verlassen des Gerichtsgebäudes auf der Straße von SS-Leuten ergriffen und in das berüchtigte Konzentrationslager Dachau gebracht, aus dem er erst 1945 durch die Amerikaner befreit wurde.)

So sehr wir Niemöller auch als unerschrockenen Führer der Bekennenden Kirche anfangs geschätzt haben, so wenig habe ich und mit mir viele andere B.K.-Brüder nach 1945 seinen linksorientierten politischen Kurs verstehen und billigen können.

Schon 1934 trat in Barmen eine „Bekennende Kirchen-Synode“ zusammen, deren Beschlüsse in der These gipfelten, daß in der Kirche ganz allein Christus und sein Wort gelten dürfe und nichts Anderes – also eine glatte Absage an die Gleichschaltungsbestrebungen der „Deutschen Christen“.

Diese Barmer These ist nach 1945 bei der Neuordnung kirchlicher Verhältnisse der Kernpunkt in der Verfassung aller deutschen Landeskirchen geworden. Ein oder zwei Jahre später ging die Bekennende Kirchen-Synode in Dahlem einen Schritt über Barmen hinaus: Nicht nur die Lehre der Kirche, sondern auch die äußere Ordnung und Verwaltung müsse vom Bekenntnis her bestimmt sein.

Praktisch bedeutete dies: Eroberung des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin und des Konsistoriums durch die Bekennende Kirche bzw. da dieses nicht möglich war, Nichtanerkennung der offiziell geltenden Behörden und Wandlung der Bekenntnis-Gemeinschaft in eine Bekennende Kirche mit eigener Kirchenleitung (Bruderrat) und dem Absolutheitsanspruch, die eigentliche einzige und wahre Kirche zu sein.

Das bedeutete am Ende den Weg in die Freikirche amerikanischen Stils, die nicht mehr wie unsere bisherige Volkskirche, den Charakter einer „öffentlich-rechtlichen Korporation“ hätte, und nie eine staatliche Billigung oder Anerkennung finden würde.

Wollten, konnten wir so weit gehen? In den Jahren 1936 und 1937 war vieles anders geworden: Das anfänglich wilde Geschrei der „Deutschen Christen“ war stiller geworden, viele Deutsche Christen-Brüder waren zur Bekennenden Kirche hinüber gegangen, und selbst die Partei hatte ihren Fehlschlag mit den Deutschen Christen eingesehen und sich von ihnen uninteressiert zurückgezogen. Unter dem Druck von mehr als 51% der ostpreußischen Pfarrer hatte der „Deutsche Christen-Bischof“ **Keßel** und auch unser „Deutsche Christen Stadtsuperintendent“ sein Amt niederlegen müssen, der Konsistorialpräsident war einwandfrei bekenntnismäßig eingestellt, ohne der Bekennenden Kirche anzugehören, und zwei Königsberger Brüder der Bekennenden Kirche waren als Konsistorialräte im Konsistorium in wichtigen Ressorts tätig.

Blick durch Johann-Jacoby-Str. zum Dom

War damit nicht im großen Ganzen die Gefahr abgewehrt, gegen die wir angetreten waren? War es vom Bekenntnis her wirklich notwendig, daß die Bekennende Kirche eine eigene Kirchenleitung bildete mit eigenen Examina, Ordinationen und Amtseinführungen, die, um öffentlich-rechtlich gültig zu sein, hinterher doch vom Konsistorium bestätigt werden mußten? War dieser ganze Weg, der unweigerlich zur Freikirche führen mußte und damit einen radikalen Bruch mit der 400-jährigen Geschichte der Evangelischen Kirche bedeutete, nach Gottes klar zu erkennendem Willen von uns zu gehen? Woran sollten wir diesen Willen erkennen?

Andererseits: Lag in jeder noch so losen Verbindung einer Volkskirche mit einem allmächtigen Staat nicht die Gefahr des Eindringens staatlicher kirchenfremder Elemente in die Kirche? Gilt das biblische Gebot: *„Seid Untertan der Obrigkeit“* auch gegenüber einer offenbar verbrecherischen Obrigkeit, und wie weit und mit welchen Mitteln muß und darf ein Christ Widerstand leisten (siehe den 20. Juli 1944!)? Wie schwierig alle diese Fragen, die zum Teil auch heute noch nicht gelöst sind, und wie verworren die ganze Lage!

Wie viele Stunden an Mittwochabenden haben wir auf den Pfarrerversammlungen der Bekennenden Kirche uns nicht über diese Fragen die Köpfe und Herzen heiß geredet, und dann habe ich in schlafloser Nacht bei mir selbst weiter debattiert, ohne eine Antwort zu finden. Doch ich fand sie in der Überzeugung: Barmen – Ja! Dahlem – Nein!

Ich war nicht der Einzige, der so dachte und trotz unserer Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche dennoch mit dem Konsistorium zusammenarbeitete. Gehörte ich also zur milderen Bekennenden Kirche, so war mein Amtsbruder am Dom, **Dr. Quittschau,** der radikalste der Radikalen.

Es blieb leider nicht bei einem stillen Gegensatz in unserer Überzeugung. Dr. Quittschau griff mich in öffentlichen Versammlungen in gröbster Weise an, agitierte gegen mich in der Domgemeinde, ja, er erwiderte auf der Straße nicht meinen Gruß. Dies war für mich das Bedrückendste meiner Königsberger Zeit, daß die beiden Pfarrer einer Kirche das Beispiel der Uneinigkeit gaben.

Menschen am Hundegatt, ca. 1938

Zu der Nerven und Gemüt belastenden Kirchenpolitik kam die amtliche Arbeit, die keinen einzigen Tag ausließ: Sonntäglicher Gottesdienst, vermehrt an jedem zweiten Sonntag durch Beichte, Abendmahl, Kindergottesdienst und Taufen. Kein freier Abend: Montag junge Gemeinde, Dienstag Männer- oder Frauenkreis, Mittwoch Pfarrerversammlung der „Bekennenden Kirche“, Donnerstag Bibelkreis, Freitag einmal im Monat Sitzung des Gemeindekirchenrats mit schärfsten Auseinandersetzungen mit den Kirchenältesten der „Deutschen Christen“, Samstagnachmittag Trauungen, die besonders häufig waren, da viele nicht zur Domgemeinde gehörende Brautpaare Wert darauf legten, gerade im Dom getraut zu werden. Dazu die Begräbnisse und der Konfirmanden- und Katechumenenunterricht, der in den meisten Jahren doppelt erteilt werden musste, da die große Anzahl von Konfirmanden – bis zu 120 – die Aufteilung in zwei Parallelklassen nötig machte.

Zu Gemeindebesuchen blieb kaum Zeit, geschweige denn für Theater- oder Konzertbesuche. Der ständige Zeitmangel beeinträchtigte das Familienleben. Es war alles andere als ein stilles, gemütliches Pfarrhaus-Idyll, wie es manche Romane schildern.

Barockaltar im Dom von 1696

Sommer 1944: Der Fall Bronisch-Holtze

Samstag, den 10. Juni 1944: Mit meiner Sonntagspredigt bin ich noch nicht ganz fertig und muß mich noch auf zwei Trauungen vorbereiten. Eine Stunde vor der ersten Trauung läutet das Telefon: Der Konsistorialrat und Stadtsuperintendent, der Erste Dompfarrer **Bronisch-Holtze,** bittet mich, zu ihm herüberzukommen. Ich entschuldige mich, wegen der bevorstehenden Trauungen könne ich jetzt nicht kommen. Pfarrer Bronisch-Holtze in einem sonst unbekannten energischen Ton: *„Ich muß Sie dringend ersuchen, sofort zu erscheinen!“* Ich merke, daß etwas Besonderes vorliegen muß, und gehe hinüber. Pfarrer Bronisch-Holtze tritt mir mit bleichem, steinernem Gesicht entgegen: *„Ich bin verhaftet!“* Schon treten aus dem Nebenzimmer zwei Herren hinzu. In dem einen erkenne ich den Kommissar der Geheimen Staatspolizei (Gestapo), der das Dezernat „Kirche und Pfarrer“ unter sich hat und mich einmal verhört und verwarnt hatte.

Altstadt, Blick auf Dom und Neue Synagoge

Er schneidet Pfarrer Bronisch-Holtze alle weiteren Worte ab: Der Herr Konsistorialrat sei wegen Abhörens von Feindsendern verhaftet. Er bitte mich, seine privaten Interessen wahrzunehmen. *„Im Übrigen haben Sie niemandem etwas von dieser Verhaftung zu sagen.“* Als ich einwendete, daß ich doch dem Konsistorium amtlich Kenntnis geben und Frau Bronisch benachrichtigen müsse, erwidert er: *„Das Konsistorium wird von uns benachrichtigt, und auf die Frau warten wir eben noch, um sie auch festzunehmen.“*

Einige Wochen vor seiner Verhaftung hatte mir Bronisch-Holtze gesagt, daß er regelmäßig den Londoner Sender höre. Dieser habe durchgegeben, daß die englische Luftwaffe Königsberg im Laufe des Sommers im Abstand von drei Tagen bis zur völligen Vernichtung angreifen werde. (Wie es dann auch am 27. und 30. August geschehen ist.)

Volksempfänger VE301 zu 76 Reichsmark, ab 1934 (Foto: Stefan Weis/stock-adobe)

Was mir Bronisch-Holtze aber nicht sagte, war dies: Er stellte seinen Rundfunk am offenen Fenster im Erdgeschoß bei voller Lautstärke ein, und das in Gegenwart von anderen Personen. Auf diese Weise konnte er mühelos überführt werden. Die bildhübsche 18-jährige Haustochter hatte ein Liebesverhältnis mit einem Gestapo-Beamten. Beide saßen abends im Schatten eines Fliederstrauchs unmittelbar unter dem offenen Fenster und konnten jedes Wort hören – nicht nur des Senders, sondern auch des Gesprächs der Anwesenden. Damit wurden die Personalien festgestellt. Es handelte sich um mehrere Damen aus Berlin, wo Bronisch-Holtze bis 1942 vor seiner Berufung an den Königsberger Dom an der Dreifaltigkeitskirche gewesen war. Darunter war die Gräfin **Lehndorff,** die Mutter des nach dem Kriege durch sein *„Ostpreußisches Tagebuch“* weithin bekannt gewordenen Dr. med. **Hans Graf v. Lehndorff.** Außerdem ein Fräulein R. und eine Frl. Sz., die ihn sehr verehrten. Alle drei wurden in Berlin verhaftet und nach Königsberg gebracht.

Frau Bronisch-Holtze wurde nach wenigen Tagen aus der Haft entlassen und kehrte in ihr Haus zurück, wo mittlerweile ihre Schwiegermutter, die alte Frau Pfarrer Bronisch eingetroffen war.

Auf Antrag des Verhafteten wurde mir ein Besuch bei ihm im Polizeigefängnis erlaubt. Der Beamte ließ uns beide – anscheinend absichtlich – für ca. 5 Minuten allein. Bronisch-Holtze bat mich, ihm Unterwäsche und Anderes zu schicken und sagte dann: *„Ich habe öfter Herzbeschwerden und weiß nicht, ob ich die Haft, wenn sie länger dauern sollte, auch überstehe. Sollte ich die Haft nicht lebend überstehen, bitte ich Sie, die Trauerfeier zu halten und, wenn möglich, als Text für ihre Rede Matth. 18 Vers 27 zu wählen: ‚Da jammerte den Herrn des Knechts und er ließ ihn los und die Schuld erließ er ihm auch.'"*

Etwa 14 Tage nach der Verhaftung klingelte es an einem Nachmittag an unserer Tür. Vor mir stand die völlig aufgelöste Sekretärin von Bronisch-Holtze und stammelte: *„Herr Dompfarrer, kommen Sie schnell. Es ist etwas Furchtbares passiert."* Ich stürzte auf die Straße zum Nebenhaus. Vor dem Haus lag Frau Bronisch-Holtze in einer Blutlache und mit zerschmettertem Schädel. Teile der Schädeldecke und des Gehirns klebten an der Hauswand. In einem ihrer nicht seltenen Anfälle von manischer Depression hatte sie sich aus dem Fenster des 2. Stockes gestürzt. Ich habe sie auf dem Domfriedhof bestattet. Ihr Mann war zu der Trauerfeier in Begleitung zweier in Zivil gekleideten Gestapobeamten erschienen und wurde von diesen nach der Feier sofort wieder zurückgebracht. Er war sehr gefaßt. Bei dem Gemeindegesang *„...und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach..."* schüttelte er deutlich sichtbar den Kopf.

Foto rechts: Blick auf den Dom, ca. 1943

Die nächsten Wochen waren für mich unruhig. Es kamen dauernd Anfragen von Amtsbrüdern oder Bekannten nach Bronisch-Holtze. Besonders eine Berliner Medizinstudentin setzte mir arg zu und saß oft bis Mitternacht in meinem Amtszimmer. Sie behauptete, Bronisch-Holtze hätte sich von seiner Frau wegen ihrer Krankheit scheiden lassen wollen, um sie dann zu heiraten. Sie beschwor mich, eine nochmalige Sprecherlaubnis vom Staatsanwalt zu erwirken und Bronisch-Holtze heimlich einen Zettel von ihr in die Hand zu schmuggeln, in welcher sie ihn an sein Heiratsversprechen erinnerte. Ich konnte aber und durfte ihrer Bitte nicht nachgeben.

Bei der Gerichtsverhandlung im Spätherbst gegen Gräfin Lehndorff und Frl. R. und Frl. Sz. sollen die beiden letzteren nach Aussagen unserer Kirchenfrauen ebenfalls gesagt haben, Bronisch-Holtze hätte ihnen die Ehe versprochen. Ich glaube nicht an diese Eheversprechungen, sondern bin überzeugt, daß es sich bei diesen Damen um sogenannte *„Talarwanzen"* – wie wir Pfarrer sie nennen – gehandelt hat: Frauen oder Mädchen, deren überschwängliche Verehrung eines Pfarrers sich bewußt oder unbewußt mit Erotik mischt.

Fast jeder Pfarrer macht seine Erfahrungen mit solchen „Talarwanzen", die notfalls energisch abgewimmelt werden müssen. Mit seiner stattlichen Figur, seinem klugen Gesicht und einer glänzenden Kanzelberedsamkeit wirkte Bronisch-Holtze besonders auf Frauen sehr anziehend. Leider ließ er sich ihre „Anhimmelei" nicht nur gefallen, sondern er hatte sogar ihre Liebesbriefe aufbewahrt, die dann bei der Haussuchung anläßlich der Verhaftung der Gestapo in die Hände fielen. Seine Frau kannte die Briefe. Beide Eheleute nahmen diese Briefe nicht ernst. Die Gestapo aber nahm sie ernst. Wie sagte man mir bei der Gestapo? *„Ja, so seid Ihr Pfarrer. Nach außen die wahren Heiligen, in Wirklichkeit aber ganz anders!"*

Ich sollte Bronisch-Holtze noch einmal besuchen. Da auf Abhören der feindlichen Sender Zuchthausstrafe stand, bat mich das Konsistorium, um eine Sprecherlaubnis beim Staatsanwalt nachzusuchen

und Bronisch-Holtze auf Ersuchen des Konsistoriums nahezulegen, vor der Gerichtsverhandlung auf seine höheren Ämter, das des Konsistorialrates und das des Superintendenten, zu verzichten. Ich besuchte ihn am 19. Juli 1944. Diesmal wurde unser Gespräch dauernd von einem Beamten überwacht. Ich teilte ihm das Ersuchen des Konsistoriums mit. Er erwiderte recht selbstbewußt: *„Den Konsistorialrat habe ich ja schon niedergelegt. Aber auch den Stadtsuperintendenten? Nein, das muß ich mir erst noch überlegen“.* Ich war erstaunt. Wie konnte er damit rechnen, nach Entlassung aus dem Zuchthaus wieder das Amt des Stadtsuperintendenten zu übernehmen, zumal seine bevorstehende Verurteilung nicht wie damals bei anderen Pfarrern (Niemöller, Reinhold, Schneider u.a.) um des Glaubens willen, sondern wegen Übertretung eines staatlichen Gesetzes erfolgen würde? Oder war er so unrealistisch, mit einem Freispruch zu rechnen?

Jedenfalls machte er durchaus keinen deprimierten Eindruck. Umso erschütterter war ich am nächsten Tage, dem 20. Juli – das Attentat auf Hitler –, als ich vom Gefängnis angerufen wurde, ich möchte in Sachen Bronisch-Holtze sofort ins Gefängnis kommen. Ich wurde vom Gefängnisarzt empfangen, der mir erklärte: *„Gestern gegen 20:00 Uhr wurde ich von Bronisch-Holtze gebeten, ihm eine Tablette gegen seine Herzbeschwerden zu geben, was ich schon mehrmals getan hatte. Im Anschluß daran blieb ich noch etwa bis Mitternacht bei ihm. Wir haben ein langes, sehr ernstes und in die Tiefe gehendes Gespräch miteinander geführt. Als heute früh der Wärter ihm das Frühstück in seine Einzelzelle brachte, fand er ihn an seinem Leibriemen erhängt vor. Der Tod muß bald nach meinem Fortgang eingetreten sein. Es ist mir unerklärlich. Wissen Sie wohl eine Erklärung für seine Tat?“* Ich mußte verneinen, zumal nach dem Eindruck, den ich gestern von ihm erhalten hatte. Da in mir ein Verdacht aufstieg, fragte ich, ob ich den Toten sehen dürfte. *„Ja“*, sagte der Arzt, griff nach einem Schlüsselbund und führte mich zur Leichenkammer. Er hatte bereits den Schlüssel ins Schloß gesteckt, als ich fragte, wie denn der Tote aussehe? *„Nun wie jeder, der auf diese Weise stirbt, heraushängende Zunge, verquollene Augen…“*. Ich winkte ab: *„Nein ich mag ihn nicht sehen.“*

Ich habe mich an seine Bitte bei meinem ersten Besuch gehalten und am Sarge über Matthäus 18.27 gesprochen. Ich konnte nicht verschweigen, daß der Tote nicht ein Opfer des Kirchenkampfes war, sondern durch sein schuldhaftes, leichtfertiges Verhalten als höherer Geistlicher der Sache der angefochtenen Kirche schwer geschadet hat. Aber auch seine Schuld steht in der Vergebung Gottes.

Der einzige Sohn von ihm, der als Oberleutnant für das Begräbnis beurlaubt worden war, dankte mir dafür, daß ich die Wahrheit nicht vertuscht hatte. Außer dem Sohn war seine alte Mutter anwesend, die nach der Verhaftung nach Königsberg gekommen war und schon den Tod der Schwiegertochter erlebt hatte.

An dem Begräbnis nahm vom Konsistorium niemand, von den 38 Pfarrern nur drei oder vier teil. Man hatte dem Toten zweierlei übelgenommen: Die leichtfertige Art des Abhörens und die undurchsichtig erscheinenden Frauengeschichten.

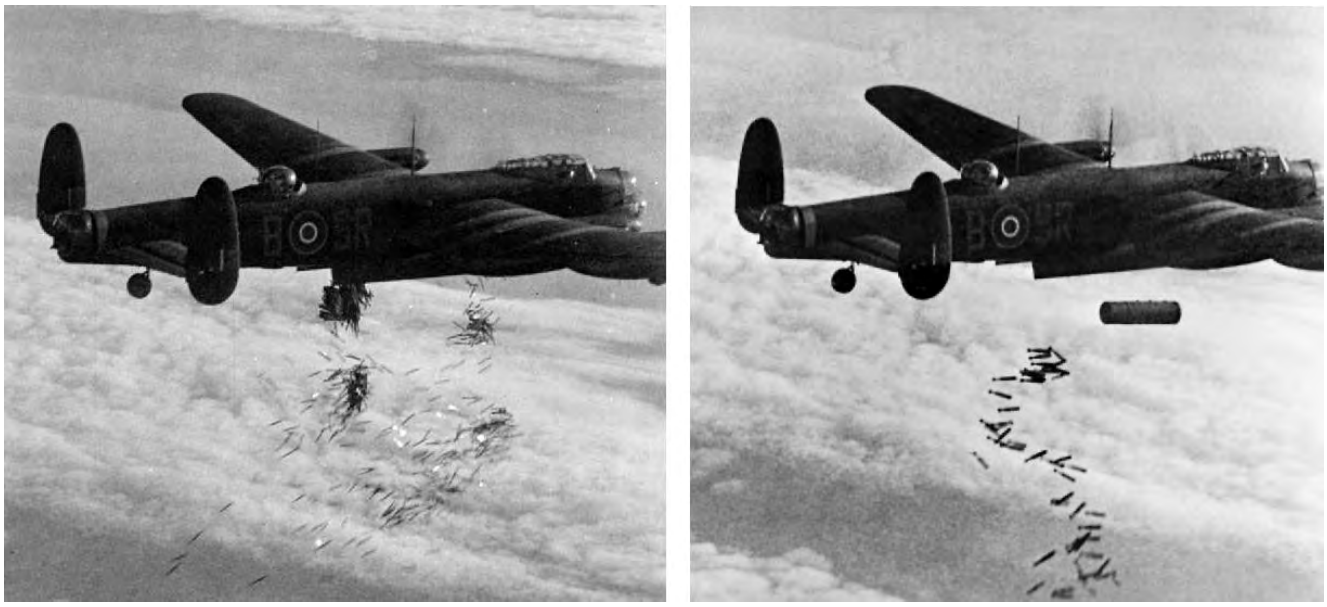
Die Frage nach dem Grund seiner Verzweiflungstat hat mich lange bewegt. Bis ich später erfuhr, daß der nebenamtliche Gefängnisseelsorger, Pfarrer **Czygan,** ihn am Nachmittag des 19. Juli besucht und ihm von den aufgefundenen Liebesbriefen erzählt hätte. Ob hierin die Erklärung zu suchen ist? Die Gerichtsverhandlung gegen die Gräfin Lehndorff und Frl. R. und Sz. fand im Oktober in Königsberg statt.

Bombenangriff auf den Königsberger Dom am 29./30 August 1944

Nach diesen sieben Todesfällen innerhalb eines halben Jahres meinten wir, nun wäre das Maß der Opfer dieses Sommers 1944 voll. Aber wir ahnten doch, daß uns noch etwas bevorsteht. Hatte nicht der von Pfarrer Bronisch-Holtze abgehörte Londoner Sender die Vernichtung der ganzen Stadt Königsberg im Laufe des Sommers angedroht?

Wohl hatten wir schon mehrere Luftangriffe erlebt. Aber es hatte sich bisher nur um russische Bomber gehandelt, die nur in geringer Zahl angriffen, nur Bomben kleineren Kalibers abwarfen und keinen nennenswerten Schaden angerichtet hatten.

Am 26. August 1944 erschienen die ersten englischen Luftgeschwader über Königsberg, die das nördliche Drittel der Stadt in Flammen aufgehen ließen. Wir wußten also vom Londoner Sender, daß wir in drei Tagen den nächsten Angriff zu erwarten hatten. Am 29. August 1944 hielt ich meine letzte Predigt im Dom. Unter dem Eindruck des ersten Angriffs, wählte ich als Text Psalm 75 Vers 4 *„Das Land erzittert und alle die drin wohnen; aber ICH halte seine Säulen fest:“* Pünktlich nach 3 Tagen, am 29./30. August 1944 griffen englische Geschwader wieder an.



Avro Lancaster Bomber der Royal Air Force 1944, links Abwurf von Radartäuschungsmitteln, rechts Brandbomben und eine Luftmine (Foto: gemeinfrei / Imperial War Museum / Wikipedia)

Über diesen Angriff habe ich von **Postnicken** aus folgendem amtlichem Bericht an das Evangelische Konsistorium erstattet:

I. Vorherige Luftschutzmaßnahmen im Dom

Die Gemeinde der Domgemeinde-Dom und drei Wohnhäuser Domstr. 17-22 gehörten zum „Erweiterten Luftschutz“. Betriebsluftschutzleiter war ich. Im Herbst 1943 wurden die Remter im Erdgeschoß der beiden Türme von der Stadt als öffentliche Luftschutzräume ausgebaut, indem vor den Fenstern starke Splitterwände errichtet wurden und über den Gewölben Eisenbetondecken eingezogen wurden. An Luftschutz-Gerät war im Dom vorhanden: 37 Bottiche mit Wasser, 1.000 Tüten mit Sand, 8 cbm loser Sand in Kisten oder offenen Haufen an 20 Stellen, 10 Handspritzen,10 Sturmlaternen, 15 Eimer, 4 Luftschutz-Garnituren, 2 Leinen, 30 Patschen, Einreißhaken, Beile, Brechstangen, Schippen. Der größere Teil dieser Geräte war auf den Dachböden und die Türme verteilt. Auf dem Boden war eine Wasserleitung gelegt worden. Die Kirchenfrauen waren angewiesen, abends sämtliche Innentüren des Doms offen zu halten. Die Luftschutzräume im Erdgeschoß der Türme waren ausgestattet mit je: 1 Bottich mit Wasser, 1 Kiste Sand, 1 Luftschutzgarnitur, 1 Handspritze, 1 Eimer, 1 Laterne, 1 Apotheke, 2 Lichte.

Der zerstörte Kneiphof mit Dom-Ruine

Im Frühjahr war das Gebälk mit Feuerschutzmittel gespritzt worden. Die Kosten, rund 6.000 Mark, trug die Stadt. Die luftschutzfähigen Hausbewohner (4 Männer und 8 Frauen) waren eingeteilt in 3 Einsatzgruppen. Boden und Türme, Empore und Bücherei, Kirchenschiff. Bei der polizeilichen Revision 1942 war mir aufgegeben worden, die Einsatztruppe Boden-Turm auf mindestens 20 Mann zu erhöhen. Daraufhin habe ich 7 Jungen meiner ehemaligen Konfirmanden hierher polizeilich verpflichten lassen. Im Sommer 1944 stellte sich heraus, daß alle 7 Jungen nachträglich von der Ortsgruppe der HJ oder der Polizei verpflichtet worden waren. Ich suchte mir deshalb beim Alarm, wenn die Luftschutzräume besetzt waren, Männer für den Turmdienst, was zumeist schwierig war, da die Frauen ihre Männer nicht auf diesen gefährlichen Posten gehen lassen wollten.

II. Die Ereignisse am 30. August 1944

Das zerstörte Königsberger Schloß

Wie stets bei den letzten Alarmen waren die beiden Luftschutzräume mit je 70 bis 80 Personen besetzt. Ich bestimmte 6 Männer für die Einsatzgruppe Turm. Als ich das Fehlen der alten Frau Pfarrer Bronisch bemerkte, lief ich in die Wohnung, weckte sie und konnte sie noch vor dem Angriff in den Dom bringen. Während des Angriffs hielt ich mich in der Vorhalle auf, um nach allen Seiten hin Ausschau und Verbindung zu haben.

Gleich bei der ersten Welle wurde das gegenüberliegende Landeskulturamt getroffen und stand in Flammen. Auf dem Domplatz gingen mehrere große und kleine Bomben nieder. Nach dem Angriff stellte ich fest, daß das Innere der Kirche unversehrt und von außen nichts Verdächtiges zu sehen war. Da die Turmwache (Oberfeldmeister Ehlert und die beiden 16-jährigen Konfirmanden Günter Oltersdorf und Manfred Semling) kein Glockenzeichen – verabredet für den Fall der Gefahr – gegeben hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit zunächst auf die drei Häuser Domstr. 20/21 und 22; diese standen bereits in Flammen, desgleichen die ganze Seitenstraße Enge Pforte. Mein Haus 17/19 war noch dunkel. Ich rief meine Frau, den Friedhofsinspektor **Bendick** und Frau, die beiden Kirchenfrauen **Pangritz** und **Möhrke** und die beiden jungen Töchter **Küßner** aus dem Luftschutzraum und lief mit ihnen hinüber.

links: Kneiphof, Blick vom Pregelbogen zum Dom / rechts: Blick auf die zerstörte Alte Universität und den Dom (Merian)

Mein hinter dem Haus liegender Dachgarten mit darunter liegendem Trockenboden, Holz- und Kohlenraum brannte mit Stichflamme nach dem Haus und auf den Hof.

Herr Bendick und ich schleppten Wasser aus den vorher gefüllten Badewannen meiner und der Bendick'schen Wohnung herbei. Da mit den primitiven Löschgeräten gegen das immer stärker werdende Feuer nichts auszurichten war, lief ich hinauf in meine Wohnung, wo bereits ein Funkenregen in unsere Schlaf- und Gastzimmer und vom Dachgarten her durch die zersprungene Glastür Flammen in den Korridor schlugen. Mit vollen Eimern ging ich nun gegen den brennenden Dachgarten vor. Als mir beim vierten Eimer die Flamme ins Gesicht schlug, so daß ich die Augen nur für wenige Sekunden öffnen konnte, gab ich den Löschversuch auf und begab mich zu den Menschen im Dom.

Dorthin hatten sich nach dem Angriff ungefähr 300 Menschen aus den brennenden Häusern geflüchtet. Die Fleischbänken- und Brodbänkenstraße und Enge Pforte waren bereits unpassierbar. Im Dom beruhigte ich die Aufgeregten, teilte Wein an Schwache aus, achtete darauf, daß das Portal geschlossen blieb, um dem Eindringen von Rauch zu wehren, und überlegte: Wohin mit den vielen Menschen? Wenn auch der Dom Feuer fangen sollte, könnten wir im Schiff nicht bleiben, da nach Aussagen von Bausachverständigen das Deckengewölbe kaum den Druck der einstürzenden schweren Balken aushalten würde. Die beiden Luftschutzräume wären für diese Menge zu klein, außerdem war der nördliche wegen der darüber befindlichen 86 Zentner schweren Glocke nicht sicher genug.

Da rief ein Herr **Bräuer** (den ich um 10.30 Uhr trauen sollte), er käme gerade von der Honigbrücke, die zwar brenne, aber für Beherzte noch für kurze Zeit passierbar sein dürfte. Ich gab den Rat, Herrn Bräuer zu folgen, ich käme nicht mit, da ich den Dom noch nicht verlassen dürfe.

Die Meisten versahen sich zum Schutz gegen den Funkenregen mit nassen Decken und machten sich mit ihrem Gepäck auf den Weg zur Brücke, als ein Mann hereinstürzt und ruft: *„Der Südturm brennt!“*

In der Dunkelheit und bei der Unruhe und Aufregung des Aufbruchs war es mir schwer, die genügende Anzahl von Männern für die Verstärkung der Turmwache zu finden. Es gab Entschuldigungen, Angst und glatte Weigerung, meiner Anforderung Folge zu leisten. Schließlich hatte ich neben Herrn Bendick noch einen Feldwebel, einen Obermaat, Herrn Kischinski von der Ortsgruppe und einen Unbekannten zusammen, mit denen ich auf den Turm eilte. Als wir die Wendeltreppe emporstiegen, wurde die Glocke mehrmals angeschlagen: das verabredete Zeichen, dass die Turmwache Verstärkung braucht. Auf dem Boden teilte ich alle Spritzen, Eimer etc. aus und dirigierte den Trupp auf den brennenden Südturm.

Blick auf die Vorstadt nach dem zweiten Angriff am 29./30. August 1944

Dort hatte gleich nach dem Angriff die Brandwache Ehlert mit Oltersdorf und Semling zwei eingeschlagene Stabbrandbomben gelöscht und die erste Gefahr beseitigt, als später erst der Turm durch Funkenflug in Brand geriet.

Als ich auf der Turmtreppe umdrehte, um mir vom Boden noch einige Patschen zu holen, schlug eine Flamme in Höhe des Dachreiters durch die Luke in den Dachraum. Ich gab Befehl, den Turm seinem Schicksal zu überlassen und den Boden als den für das Kirchenschiff gefährlichsten Teil zu retten.

Nach kurzer Löscharbeit mit Handspritzen und vollen Eimern bat mich Herr Ehlert, weitere Verstärkung heraufzuholen, da mit so wenigen Männern der Kampf gegen das sich trotz des Feuerschutzmittels immer mehr ausbreitende Feuer umsonst wäre. Als ich den Boden entlang zur Wendeltreppe lief, hatte das Dach schon an sechs bis acht Stellen Feuer gefangen.

Unten im Schiff waren unterdessen die die meisten Leute Herrn Bräuer gefolgt und auch unversehrt über die brennende Honigbrücke nach der Lindenstraße und weiter nach den Fleischerwiesen entkommen. Ein junges Mädchen, Margot Küßner, war durch den halbverbrannten Bohlenbelag der Brücke gebrochen und in den Pregel gestürzt, konnte aber schwimmend das Ufer erreichen und wurde von Herrn Hollweg auf das Bollwerk gezogen.

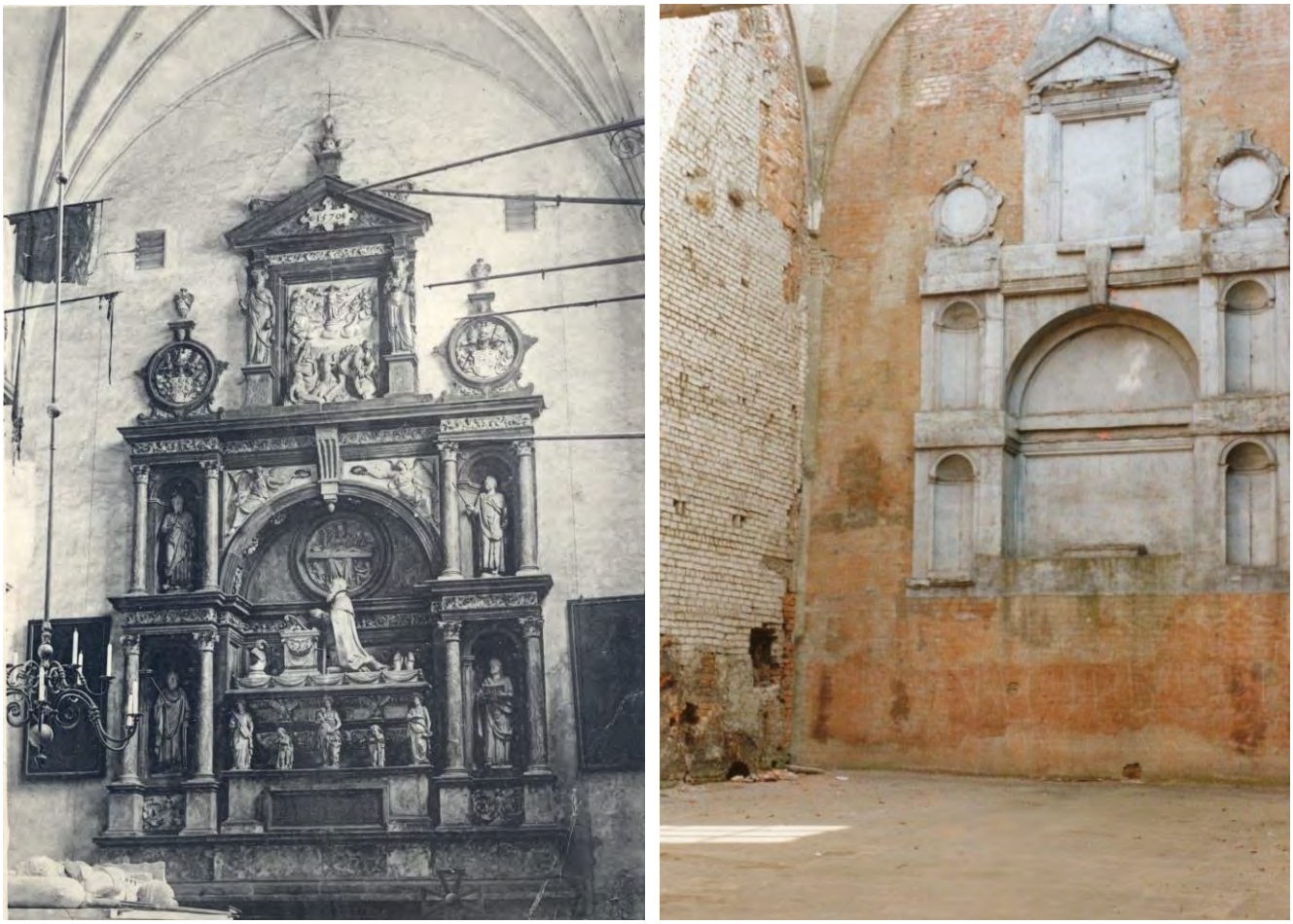
Altstadt nach dem zweiten Angriff. Links das Schloß, rechts der Dom

Im Kirchenschiff befanden sich jetzt noch ca. 70 Menschen, hauptsächlich Frauen. Während ich nach Männern suchte, um die Turmmannschaft zu verstärken, kam diese bereits herunter und erklärte, daß sie der Gewalt des Feuers hätte weichen müssen und schon beinahe vom Rückweg abgeschnitten gewesen wären. Was nun? Auch die verbliebene Zahl erschien mir für den Luftschutzraum Süd zu groß. Durch die Albrechts-Tür stellte ich fest, daß das Stadtgymnasium als einziges Haus des Kneiphofs noch nicht brannte. Ich lief über den Schulhof, orientierte mich im Gymnasium und glaubte, hier eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben. Zurück im Dom besprach ich mich mit mehreren Männern, die meine Ansicht teilten, daß bei der geringen Mannschaft und dem bald zu erwartenden Einsturz des Deckengewölbes an eine Erhaltung des Kirchenschiffes nicht zu denken wäre. Schon drangen durch die hohen Fenster, die mit schußähnlichem Knall zersprangen, Funken und Qualm herein, die ersten brennenden Dachsparren stürzten auf den Schulhof. Ich erklärte den Leuten die Lage und stellte ihnen anheim, im Luftschutzraum zu bleiben oder zu versuchen, mit mir durch den Funkenregen ins Gymnasium zu fliehen. Mir schlossen sich ca. 25 Personen an, darunter das Dompersonal mit Ausnahme der Familie Bendick und der alten Frau Pfarrer Bronisch. Als ich nach einer halben Stunde das Fehlen der alten Dame bemerkte, war es nicht mehr möglich, ohne Lebensgefahr wieder in den Dom zu gelangen.

Hier stand die Altstadt (Postkarte aus den 1970er Jahren)

Eine Ziege in der Domruine, 1980er Jahre

Obwohl das Gymnasium mit der Schulwache, einer Anzahl Soldaten, vier französischen Kriegsgefangenen, die sich unerschrocken und willig betätigten, und meiner Turmwache über eine große Löschmannschaft verfügte, konnte sie doch nicht das Übergreifen des Feuers von der alten Universität auf die Schule verhindern. An ein Entkommen auf dem nur wenige Meter breiten Uferstreifen durch die rechts und links lodernden Flammen war – wie ich durch dreimaligen Versuch feststellte – nicht zu denken. Als letzter Ausweg blieb nur der Pregel.



links: Herzog-Albrecht-Grabdenkmal im Dom vor der Zerstörung / rechts: Zustand 1991

Ein Soldat schwamm ans andere Ufer und holte an einer Kette einen dort liegenden Prahm herbei, auf dem wir, ca. 20 Personen, uns retteten. Ich konnte mich an den Löscharbeiten nicht mehr beteiligen, da sich meine Augen mittlerweile derart entzündet hatten, daß ich sie kaum noch für eine Sekunde öffnen konnte und sie dauernd mit dem schmutzigen öligen Wasser des Pregels kühlen mußte.

Unsere Hoffnung, der Prahm würde durch die Strömung aus dem brennenden Kneiphof in den offenen Hafen getrieben werden, erwies sich als trügerisch, da der ungeheure Feuersturm ihn immer wieder an die Ufermauer bei dem lichterloh brennenden Gymnasium zurücktrieb.

In nasse Decken gehüllt, die alle Viertelstunden im Pregel neu eingeweicht werden mußten, verbrachten wir hier ca. 3 Stunden. Gegen 7:00 Uhr morgens – es war infolge des Qualms finstere Nacht, die nur durch die Flammen erleuchtet wurde – kam endlich ein Schleppdampfer und nahm uns auf, wenige Sekunden bevor die erste riesige Stichflamme aus der Turnhalle über uns hinwegfegte.

Als wir aus der schwarzen Feuerhölle der Innenstadt in den offenen Hafen kamen, strahlte die Sonne. Unsere Augen bekamen die erste ärztliche Hilfe, und dann wurden wir auf LKW in das Auffanglager **Juditten** gebracht.

Das Folgende ist wiedergegeben nach Aussagen des Friedhofsinspektors Bendick: Als wir den Dom verlassen hatten, führte Herr Bendick die zurückgebliebenen etwa 40 Personen aus dem verqualmten Kirchenschiff in den Luftschutzraum Süd. Bei ihm befanden sich nur zwei löschfähige Männer. Das Feuer im Kirchenschiff brach zuerst im Chor aus, durch den Funkenflug von der nur 15 Meter entfernten Mittelschule. Von den Türmen fraß sich das Feuer in die Dombücherei, die Wallenrodt'sche Bibliothek und in die Empore. Bald stürzten brennende Balken durch die Öffnung der Gotischen Treppe in die Vorhalle, so daß beide Türen der Gasschleuse geschlossen werden mußten. Es kamen die

bangen Stunden des Wartens im abgeschlossenen Raum. Die äußere Tür der Schleuse wurde vom Feuer in der Vorhalle erfaßt und verbrannte. Die innere Tür wurde von Bendick unter Wasser gehalten und blieb erhalten.

Die Domruine, 1980er Jahre

Der Wiederaufbau beginnt; 1990er Jahre

Die Eingeschlossenen hörten das Zusammenbrechen der Empore, fühlten die Wand immer heißer werden und merkten an ihrer Müdigkeit den eintretenden Mangel an Sauerstoff. Um 5 Uhr begannen die drei Männer mit dem vorhandenen Gerät die von außen vorgebaute Schutzwand zu durchbre-

chen. Dazu aber mußten sie zuerst in mühsamer und zeitraubender Arbeit das Drahtgeflecht vor dem Fenster beseitigen. Um 7 Uhr hörten sie draußen eine Männerstimme, die fragte, ob im Luftschutzraum die alte Frau Bronisch wäre. Es war der Oberleutnant Bronisch-Holtze, der nach dem ersten Fliegerangriff am 27. August von seiner Truppe beurlaubt worden war, um nach seiner Großmutter zu sehen. Er holte von der Hauptstraße einige Polizisten herbei, die mit den schweren Eisenstangen der Umwehrung des Kirchenplatzes ein genügend großes Loch in die Schutzwand rammten, durch das die Eingeschlossenen einzeln gegen 9 Uhr ins Freie gezogen wurden.

So sind alle in dem Dom geflüchteten 300 Personen unverletzt in drei Abteilungen der Hölle des Flächenbrandes und Feuersturms der Dominsel entkommen. Der Dom ist völlig ausgebrannt. Selbst der alte granitene Taufstein ist in kleine Stücke, die Sandsteinkanzel zum größten Teil geborsten. Von der großen Marienglocke sind nur noch Joch und Klöppel vorhanden. Das Deckengewölbe hat wider Erwarten gehalten, und nur das nordwestliche Joch ist eingestürzt. (Bei den erbitterten Kämpfen um die Festung Königsberg im April 1945 ist dann das Gewölbe eingestürzt.)

links: Aufsetzen der Turmhaube 1994 (Foto aus: „Der Königsberger Dom“ von Igor Alexandrowitsch Odinzow und Manfred Gerner, Kaliningrad/ Fulda 1998) / rechts: Konzert im Dom 2019 (Foto: Dr. S. Siegler, Wikipedia, CC BY-SA 3.0)

Am wenigsten hat der hohe Chor gelitten, die Denkmäler des Herzogs **Albrecht,** der Herzogin **Anna-Maria** und **Dorothea,** der Markgräfin **Elisabeth von Ansbach,** des Fürsten **Radziwill,** des Kanzlers **von Kospoth** und des Herrn **von Wallenrodt,** d.h. sämtliche massiven Epitaphien sind völlig unversehrt. Wunderbarerweise ist die Holztafel der **Anna Sabinus,** geb. **Melanchton,** erhalten, während das gotische Reihengestühl der Ordensritter verbrannt ist. Bis in die Fürstengruft ist das Feuer nicht gedrungen, so daß die Särge des Zweiten Herzogs **Albrecht Friedrich**, der Zweiten Herzogin **Marie Eleonore,** der Fürstin **Julianne von der Pfalz,** des Markgrafen **Siegismund** und des Fürsten und der Fürstin **Radziwill** erhalten sind.

Ganz unversehrt sind die äußeren Anbauten: Das Grabmal von **Immanuel Kant,** die Kindler‘sche Gruft und die Sakristei. Zwar ist die Stabbrandbombe in die Sakristei eingeschlagen und dort ausgebrannt, aber ohne größeren Schaden angerichtet zu haben.

Gott, der Herr, schenke uns in Gnaden, daß in nicht allzu ferner Zeit der Dom in alter Schönheit wieder aufgebaut wird, und die wieder vereinigte Gemeinde ihn anbeten kann, vor dem sie bekennt:
Die Güte des Herrn ist’s, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, und sie ist alle Morgen neu und Deine Treue ist groß.

Winter 1944/1945

Bei dem Angriff waren ca. 40.000 Brandbomben und „nur“ 10.000 Sprengbomben geworfen worden. Bei den ersteren handelte es sich um eine zum ersten Mal angewandte Waffe. Diese Bombe bestand aus einer Tonne, die erst in niedriger Höhe platzte und 20 Zylinder von 40 cm Länge versprengte, die nach beiden Seiten einen mehrere Meter langen Strahl eines besonderen Benzingemischs von 2000

Grad Hitze verspritzten. Da verhältnismäßig wenige Häuser durch Sprengbomben zerstört waren, hatten die meisten Bewohner Zeit, sich aus den Kellern der brennenden Häuser zu retten. Man sprach von nur 6.000 Toten, wenig im Vergleich zu Dresden, wo am 14.2.1945 130.000 Menschen umgekommen sein sollen.

Restauriertes Grabmal Herzog Albrecht
(Foto: Jörn Pekrul)

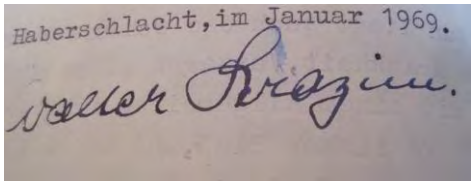
Die Ausgebombten der Innenstadt wurden vom Hafen in den Vorort **Juditten** gebracht, wo wir verpflegt und unsere Augen behandelt wurden. Meine Augen waren derart entzündet, daß ich sie überhaupt nicht mehr öffnen konnte, so daß Tullchen mich wie einen Blinden an der Hand führen mußte. Erst die dritte Spritze bewirkte, daß ich abends die Lider öffnen konnte, als sich allmählich auch bei mir die Augenentzündung bemerkbar machte. Ein Bergungszug brachte uns am späten Abend aus der brennenden Stadt. Gegen Mitternacht trafen wir in Schönwiese ein. Mehrere Eimer mit heißem Wasser waren für unsere Kopfwäsche nötig, bis der Kamm durch die Haare ging.

Am 2. September fuhr ich allein nach Königsberg. Ein gespensterhafter Anblick: Eine ganze Stadt von ausgebrannten hohlen Häusern ohne Dächer. An den Hauswänden mit Kreide geschriebene Vermerke betreffend den Verbleib der Bewohner, Fragen nach Vermißten etc. Mit großer Freude stellte ich fest, daß unser Keller unversehrt war. So war uns wenigstens unser großer Rohrplattenkoffer mit etwas Wäsche und einigen Kleidern erhalten geblieben. Ein Rätsel war mir, daß von der großen Glocke nur der Klöppel und das Joch, beide aus Eisen, vorhanden waren. Von der Glocke selbst nichts, nicht einmal ein Klumpen von geschmolzener Bronze.

links: Figur an der neuen Domorgel / Mitte: Domfenster mit Kant-Wappen / rechts: Domfenster mit Königsberg-Wappen (Fotos: Jörn Pekrul)

Der stellvertretende Vorsitzende des Dom-Gemeindekirchenrats **Dr. Ing. Bieske** gab mir die Erklärung: *„Eisen schmilzt erst bei 1.200 Grad, Bronze schon bei 800 Grad. Danach ist die Glocke in der ungeheuren Hitze, die das 600-jährige Eichenholz der vielen und starken Balken der Glockenstube*

entwickelte, nicht nur geschmolzen, sondern verdampft." Wie ungeheuer die Hitze und der durch sie entfachte Feuersturm gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß am Tage nach dem Angriff auf den Feldern von **Postnicken,** 30 km entfernt, angekohlte Bücher der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg gefunden wurden.

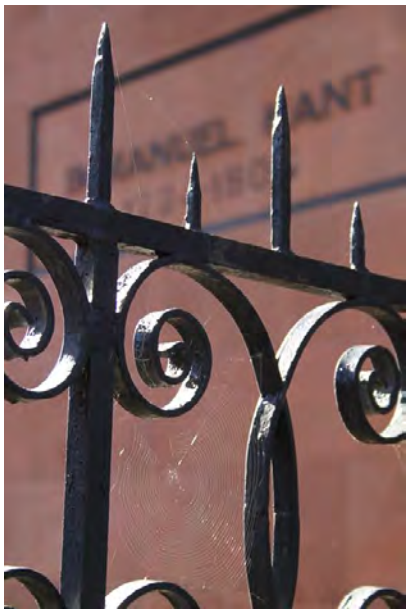


Pfarrer Walter Strazim (†, Foto von 1956) (überreicht von Evelyn v. Borries / Bearbeitung: Rainer Claaßen)

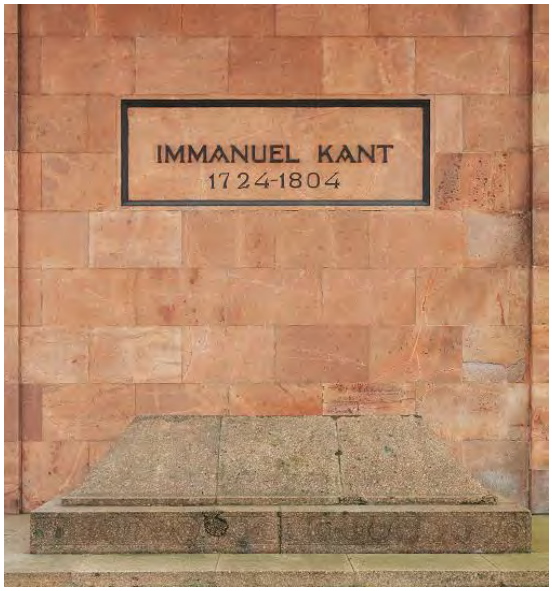
Soweit der anschauliche Bericht über die Nacht vom 29./30 August 1944 im Dom. Die Redaktion bedankt sich bei Frau v. Borries für die Teilhabe an den Erinnerungen.

Epilog:

Nach der Perestroika, im Sommer 1992, unterzeichnete im nunmehr russischen Kaliningrad der damalige Gouverneur **Juri Matotschkin** den Ukas 122: der kriegszerstörte Dom solle als *„kulturell-musikalisches Zentrum"* der Stadt wieder aufgebaut werden.



links: Kant-Zimmer im Dom / rechts: Detail der Stoa Kantiana (Fotos: Jörn Pekrul)



Um die Lizenz bewarb sich unter anderem der russische Offizier und Bauingenieur **Igor Alexandrowitsch Odinzow** (1937-2020). Ohne Vorkenntnisse in der Denkmalpflege und der Backsteingotik gründete er mit einigen Enthusiasten die Firma „Die Kathedrale" und bekam den Zuschlag. Es war ein steiniger Weg, begleitet von Verunglimpfungen des Verrats und des Dilettantismus. Doch Odinzow lernte willig und schnell. Er suchte und bekam fachliche Unterstützung von der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) e.V. und arbeitete sich in die Besonderheiten deutscher Architektur ein. Zahllose Spenden, anfangs vor allem von Königsbergern, dann mehr und mehr von russischen Menschen, machten aus dem Wiederaufbau ein deutsch-russisches Gemeinschaftswerk.

Foto links: Kant-Grab am Dom
(Foto: A. Savin – Wikipedia)

Die damalige Regierung der Russischen Föderation und auf der deutschen Seite die Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) e.V., die Stiftung Königsberg, die Landsmannschaft Ostpreußen e.V., die Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen e.V., die „Zeit-Stiftung Bucerius“ und viele weitere Beteiligte ließen das „Wunder von Königsberg“ Realität werden. Als ein Hubschrauber der Baltischen Flotte 1994 die Turmhaube auf den Südturm des Königsberger Domes aufsetzte, gingen die Bilder um die Welt.

links: Denkmal Herzog Albrecht (Foto: Jörn Pekrul) / rechts: Historisches Domschiff mit Albrecht-Altar

Rückblickend sagte Odinzow zum Wiederaufbau: *„Als wir damals anfingen, waren es fast nur die Stimmen der Kritiker, die laut zu hören waren. Hilfe hatten wir kaum, nur unseren Idealismus. Der Dom war das Schwerste, aber auch Schönste, was ich in meinem Leben machen durfte.“*

Heute verbindet der Königsberger Dom Menschen aus allen Nationen. Wenn ein Orgelkonzert durch sein mächtiges Schiff rauscht, sind alle Sorgen und Nöte des Alltags vergessen. Das Publikum scheint vereint in der Kraft der Musik und der Eindrücke jahrhundertealter Überlieferungen in der Stadt am Pregel.

Jörn Pekrul

Foto rechts:
Domfront (Detail) mit Eingang (Foto: privat)

Rezension: Geschichtsstoffe zum Hören

Franziska Lüttich bringt zwei Hörbücher mit historischen Inhalten heraus

„Ein (sudeten)deutscher Junge“ ist die Lebensgeschichte von **Reinhard Rodner,** von ihm selbst niedergeschrieben. Bereits in den einleitenden Sätzen weist Rodner darauf hin, daß die Niederschrift ein Geschenk an seine Familie ist und er daher besonderen Wert auf familiäre Daten und Zusammenhängegelegt hat; die übrigen Hörer lädt er herzlich ein, an dieser Familiengeschichte teilzuhaben.

Die Schilderung beginnt mit einer kurzen Geschichte des Sudetenlandes unter besonderer Berücksichtigung der Ereignisse zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wodurch auch mit der Materie nicht vertraute Hörer einen Einblick in die wechselvolle Vorgeschichte dieses oft umkämpften Landstriches erhalten.

Rodner, Jahrgang 1943, beginnt seine Erzählung mit einer Vorstellung seiner Großeltern und Eltern samt Anverwandten in den Dörfern **Neugarten** und **Karsch** im Bezirk **Böhmisch Leipa.** Er bringt kurz die Kriegserlebnisse der älteren Brüder und des Vaters sowie die Heimkehr bei Kriegsende und die anschließende Odyssee bis zur Ankunft in Thüringen, wo die Eltern als Zentrum der Familie schließlich verblieben, ehe er die Vertreibung der Familie durch die Tschechen in allen Einzelheiten schildert, gefolgt von der Phase des Einlebens im neuen Wohnort **Obertrebra** bei **Bad Sulza.** Die Geschwister Rodner machten privat und beruflich alle ihren Weg.

Autor Reinhard Rodner *(Foto links [privat])* erzählt viele teils erschreckende, teils vergnügliche Erlebnisse aus seiner Kindheit in der unmittelbaren Nachkriegszeit, wobei er den Hunger als ständigen Begleiter immer wieder erwähnt. Die Lehrzeit in einer verstaatlichten Bäckerei, die in der Nationalen Volksarmee abgeleistete Militärdienstzeit als Mannschaftskoch, die Heirat, die anschließende Tätigkeit als Waffelbäcker, der Eintritt in die Deutsche Volkspolizei und so manche Geschichte aus dem täglichen Streifendienst der Schutzpolizei, aber auch die Schwierigkeiten des Alltags in der SBZ und späteren DDR von der Beschaffung der täglich benötigten Lebensmittel bis zum komplizierten Erwerb eines gebrauchten, privaten PKW und der damit zusammenhängenden Ersatzteilversorgung runden das Lebensbild des sympathischen alten Herrn ab.

Nach der Wende schied Reinhard Rodner aus dem Polizeidienst aus und gründete eine Wach- und Sicherheitsfirma; fortan schlug er sich mit der Steuer, aber auch mit westdeutschen Winkeladvokaten von Geschäftspartnern und Konkurrenten herum, die z. T. mit Erfolg versuchten, ihn über den Tisch zu ziehen. Doch Rodner nahm auch die positiven Entwicklungen in seinem Leben wahr: Urlaubsreisen zu nie gekannten Zielen, ein modernes Auto und viele weitere Annehmlichkeiten. Die Erzählung reicht bis in die heutige Zeit; Franziska Lüttich hat eine wunderbare und geradezu perfekte Vorlesestimme – an ihr ist eine Rundfunksprecherin verlorengegangen!

In Kürze soll ein weiteres Lüttich-Hörbuch erscheinen: *„Deutscher – wer bist Du?“* ist ein Roman, der die Lebensgeschichte einer pommerschen Familie seit den Zeiten des Kaiserreiches nachzuzeichnen versucht. Verfaßt wurde er von **Christian Wolter Neumann,** einem Nachfahren selbiger Familie; er wurde 1985 geboren, und in der Figur des Protagonisten ist der Autor unschwer wiederzuerkennen. Man darf gespannt sein…

Rainer Claaßen

Wir danken ganz herzlich allen Spendern des Jahres 2024!

Dies sind namentlich:

Adolphi, Gunnar, Büchenbach
Alberth, Margarete, Nürnberg
Auer, Ortrun u. Rolf-Dieter, Salem
August, Reinhard, Rosenheim
Bänisch, Renate, Melsungen
Bäz-Oberhäuser, Gerhard, Neustadt (b Coburg)
Baugstatt, Vera u. Manfred, Görlitz
Bean-Keiffenheim, Brigitte, Frankfurt (M)
Beel, Bert, Berlin
Behrendt, Hedwig, Duisburg
Behrens, Rüdiger, Bosau
Bendel, Hildegard, München
Berg, Fritjof (†), Kiel
Beutner, Dr. Bärbel, Unna
Bialek, Maik, Lutherstadt Wittenberg
Binding, Dr. Dietmar, Poing
Bloch, Dirk, Berlin
Böld, Pia u. Friedrich Wilhelm, Augsburg
Bonacker, Tomke, Rotenburg (Wümme)
Brandis-Zerbe, Heidemarie, u. **Zerbe,** Manfred, Teltow
Boes, Monika, Berlin
Bräutigam, Brigitte u. Friedemann (†), Unterreichenbach-Kapfenhardt
Braun, Jürgen, Schornbach (Württ)
Breuer, Gudrun u. Hartmut, Ingolstadt
Bridszuhn, Walter, Hamburg
Bruzek, Ingrid u. Manfred, Gevelsberg
Bühnemann, Margrit, Oberhaching
Buslaps, Renate u. Reiner, Butzbach-Kirch Göns
Christiaens, Dr. Willy, Heverlee/Belgien
Claaßen, Karl-Heinz, Fröndenberg
Claaßen, Sonja u. Rainer, Wülfershausen (Saale)
Claus, Hannelore, Maintal
Czwikla, Ruth, Augsburg
Danowski, Barbara u. Dr. Jürgen, Ansbach
Danowski, Rüdiger, Ansbach
Dauth, Marianne, Frankfurt (M)
Dembeck, Hermann (†), Rachelshof (Westpr)
Deppe, Klaus-Wilhelm, Mucheln-Sellin
Dettki, Monika und Norbert, Themar
Dirksen, Andrej, Schweinfurt
Doll, Carmen u. Manfred, Waiblingen-Hohenacker
Dreher, Marlene u. Siegfried, Großhansdorf
Dreyer, Edith u. Gottfried, Ingolstadt
Dzuballe, Giesela, Regenstauf
Eichler, Ute, Hamburg
Elders, Bert, Assen/Niederlande
Emer-Schischke, Roswitha, Soltmahnen Kr. Lötzen
Engler, Hans-Jürgen, Vaterstetten
Ewert, Ursula u. Klaus, Memmingerberg
Ferner, Edmund, Burg (Fehmarn)
Fessl, Elke, Bad Königshofen i. Gr.
Freyberg, Wolfgang, Weißenburg (Bay.)
Fuchs, Rano, Werbig
Gans, Michael, Großbardorf
Gebhard, Christine u. Wolfgang, Liebschützberg
Geiger, Gabriele u. Hubert, Immendingen
Geisler, Anita u. Wolfgang, Wolframs-Eschenbach
Gerth, Dr. Christian, Haltern a. See
Gerth, Johanna Helene
Götz, Peter, Wülfershausen (Saale)
v. Gottberg, Wilhelm, Schnega
Gottschalk, Emmy u. Siegfried, Landsberg (Lech)
Grode, Inge, Wört
Gröning, Jörg, Erlangen
Grunert, Klaus, Altenstadt (Hess)
Güthe, Ruth u. Helmut, Bochum
Hack, Dr. Gerd, Schirmitz
Hamel, Ute u. Dr. Martin, Bad Salzuflen
Haydn, Ralf, München
Henke, Anneliese u. Jürgen, Kerpen
Herbel, Hans-Joachim, Stuttgart
Hering, Helga, Wolgast
Hillmann, Edith
Hirzel, Stefan, Schrozberg
Hücker, Prof. Dr. Gerhard, Kronberg (Taunus)
Jacobi, Wolf Dieter, Bamberg
Jahns, Markus, Lubasch (Prov. Posen)
Jordan, Manfred, Arnsberg
Junger, Rudolf, Mannheim
Kadgien, Annabelle u. Albrecht, Siegenburg (Bay)
Kannengießer, Fred, Eschborn
Klein, Sigrid u. Dr. Hans-Joachim
Klich, Bodo, Füssen
Köck, Erika, Berlin
Koepke, Wolfgang, Garmisch-Partenkirchen
Kopp, Hans-Ulrich, Stuttgart
Kornetzki, Erwin, Bückeburg
Kosuch, Ingrid u. Hans-Georg, Coburg
Kracht, Margot
Kreis, Andreas, Bad Neustadt (Saale)-Herschfeld
Kreuer, Wilhelm u. **Schüller-Kreuer,** Brigitte, Unkel
Krohn, Gisela u. Albert, Würzburg
Krohn, Hermine u. Reinhard, München
Krondorfer, Ingrid (†), Oberursel
Kühne-Reschke, Jutta u. **Kühne,** Eberhard, Bad Mergentheim
Kupfer, Matthias, Freyburg (Unstrut)
Kwiatkowski, Piotr, Markt Erlbach
Lausch, Erika, Laatzen
Lechner, Hans-Joachim (†), Unna
Leinhäupl, Ingrid, Vilsheim
v. der Leyen, Christian Frhr., München
Liessau, Sigrid u. Gerhard, Freiburg (Brsg)
Lindemuth, Meta u. Horst, Weissach
Loeffke, Dr. Barbara, Lüneburg

Loos, Ralf u. **Klischat-Loos,** Heike, Dittenheim-Sausenhofen
Lüttich, Franziska, Weilheim (Obb.)
Lüttich, Uta, Stuttgart
Maier, Ute u. Eberhard, Reutlingen
Meikis, Hans Günter, Karlsfeld
Melchior, Reinhard, Leutenbach (Württ)
Mentz-Weiss, Regine, Edewecht
Morgner, Hannelore u. Siegfried, Weischlitz
Mross, Dora, Tolkemit-Dünhöfen
Neufeldt, Wolfram, Berlin
Neumann, Dr. Elke u. Klaus, Berlin
Neumann, Renate u. Heinz, Neuburg (Donau)
Niedrig, Renate, Berlin
Nolte, Sigrid, Göttingen
Parsow, Ursula, Berlin
Patz, Waltraud, Kitzingen
Peconik, Ursula u. Wolfgang, Oberschwarzach
Pekrul, Benito u. **Dewein,** Liesel, Kandel
Pekrul, Jörn, Berlin
Petzold, Alexandra u. Jörg, Dresden
Pezzei, Rosemarie, Hirschaid
Philipowski, Gertrud u. Klaus, Würzburg
Piper, Henriette, Solingen
Prause, Elfriede, Lohr (Main)
Pröschold, Karin, Coburg
Quoß, Dr. Kurt, Gunzenhausen
Raab, Gertrud u. Michael, Bad Königshofen i. Gr.
Ramer, Erwin, Hallstadt (b Bamberg)
Ratensperger, Guntram, Barkelsby
Ratza-Potrykus, Heidrun, Bonn
Rhannouri, Karin u. Mohamed, Volkach (Main)
Röhl, Fanni, Duisburg
Rosenberg, Carola u. Alfred, Mindelheim
Ruhe, Dietlind, München
Ruhnke, Helga, Stuttgart
Salchegger, Johanna u. Christian, Filzmoos (Österreich)
Salewski, Albrecht, Singen (Htw.)
Samel, Hans-Dieter, Themar
Schack, Ursula, Pforzheim-Eutingen
Schattauer, Edith u. Norbert, Wanna
Scheuring, Joachim, Hollstadt
Schiewek, Karin u. Wolfgang, Waiblingen-Hohenacker
Schiller, Gerald Rudolf, Berlin-Spandau
Schiller, Siegbert
Schladitz, Marianne, Berlin
Schneider, Hildegard, Friedberg (Bay)
Schöpgens-Cohrs, Bettina, Neu Wulmstorf
Schröter, Harald, Hauzenberg
Schwarz, Louis-Ferdinand, Dissen
Schwarz, Waldemar, Ingolstadt
Schwarze, Gabriele, Hamburg
Sepp, Arthur, Germering
Sercer, Marc, Berlin
Seyb, Renate, München
Sierich, Elisabeth u. Dieter
Sobotta, Paul, Voerde-Friedrichsfeld
Solski, Marzena u. Marek, Mauden Kr. Allenstein-Land
Spilgies, Lore u. Dr. Günter, Dormagen
Spitzeder, Margot, Kronberg (Taunus)
Stabe, Christoph, Haar (b. München)
Stahn, Andreas, Hammelburg
Stangel, Tomasz, Zgierz (b. Lodsch)
Starosta, Jutta, Hof (Saale)
Stolle, Rüdiger, Eggolsheim
Strehl, Martin, Gristow
Suchecki, Ewa und Zenon, Zuckau-Pempau (Westpr)
Süsselbeck, Rolf, Neubiberg
Tarsten, Norbert, Köln
Thamm, Wolfgang, Leipzig
Thiel, Vera, Stade
Uschald, Norbert, Weiden (Opf)
Vathke, Heidrun, Potsdam
Völkel, Felicitas u. Horst, Büchlberg
Vohland, Audlind, Marburg (Lahn)
Vollerthun, Erwin, Krumbach
Wagner, Dr. Christean, Lahntal
Walter-Joswig, Dr. Helga, Sommerach
Wermuth, Annette u. Stephan, Pullach
Winkler, Rosemarie, Buchen (Odw)
Wittke, Gudrun u. Peter, Soest
Wolf, Tina, Hammelburg
Wüscher, Christian, Hammelburg-Diebach
Wyrwoll, Prof. Dr. Thomas, Frankfurt (M)
Zander, Elisabeth u. Otto, Blankenfelde-Mahlow
Zehe, Michael, Schweinfurt
Zettl, Hildegund Cäcilia, Erlangen
Zimmer, Prof. Dr. h.c. Konrad, Königsberg (Ufr)
Zimmermann, Monika

Wir danken außerdem: den Kreisgruppen Ansbach, Augsburg, Coburg, Ingolstadt, Kitzingen, Landshut, München, Nürnberg, Rosenheim, Straubing, Unna und Weiden (Oberpf), der LOW Bremen, der Stadtgemeinschaft Königsberg, dem Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen, dem Westpreußischen Landesmuseum Warendorf, dem Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg, den Heimatkreisgemeinschaften Gerdauen und Insterburg, der Memellandgruppe Berlin, dem Bund der Danziger (OG München), der Ostpreußischen Kulturstiftung, der Westpreußischen Kulturstiftung, der A.-E.-Johann-Gesellschaft (Knüllwald/Hessen), dem Institut für Kultur u. Geschichte in Nordosteuropa (Lüneburg), dem Leibnitz-Institut für Länderkunde (Leipzig), der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek (Herne), der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU Nordwürttemberg sowie allen Spendern, die nicht namentlich genannt werden wollten, und nicht zuletzt unserer Druckerei „multicolor"!

Ihr Landesvorstand

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2025

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

17.05.2025-13.07.2025	**Flucht der Pferde. 80 Jahre Evakuierung Trakehnens (NEU)**
18.05.2025	**Internationaler Museumstag**
Juli-August 2025 (Änderung!)	**Die Wiederentdeckung des Königsberger Gebiets Anfang der 1990er Jahre** (Fotoausstellung)
11.10.2025-04.01.2026	**Ein Akt der Unterwerfung? – 500 Jahre Herzogtum Preußen**
25.10.2025	**2. Landeskulturtagung**
22./23.11.2025	**30. Bunter Herbstmarkt**

Ausstellungen in Ostpreußen

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in

Pr. Holland, Schloß
Lyck, Wasserturm
Lötzen, Festung Boyen
Johannisburg, Städt. Kulturhaus
Saalfeld, Stadt- und Gemeindeverwaltung
Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus
Goldap, Haus der Heimat
Rastenburg, I. Liceum

****

Ganzjährig — **Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald**

****

Kulturzentrum Ostpreußen ▪ Schloßstr. 9 ▪ 91792 Ellingen/Bay.
Öffnungszeiten: Dienstag-Sonntag 10-12 und 13-17 Uhr (April-September)
10-12 und 13-16 Uhr (Oktober-März)

Telefon 09141-8644-0
Telefax 09141-8644-14
info@kulturzentrum-ostpreussen.de
www.kulturzentrum-ostpreussen.de
www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

- Änderungen vorbehalten -

PREUSSEN KURIER Herausgeber: Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Landesgruppe Bayern e.V.
Postanschrift: Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg
V.i.S.d.P.: Christoph M. Stabe, Rainer Claaßen (Schriftleitung)
E-Post: info@low-bayern.de
Netz-Information: www.low-bayern.de, www.facebook.com/LOWBayern
Spendenkonto: **IBAN: DE21 7015 0000 0080 1325 58 / BIC: SSKMDEMMXXX**